

Susanna
Bailey

Wie klaut man einen Pinguin?

(k)eine Anleitung!



JUMBO

Susanna Bailey

Wie klaut man einen Pinguin?

(K)eine Anleitung

Susanna Bailey

Wie klaut man einen Pinguin?

(k)eine Anleitung!

Aus dem Englischen
von Matthias Wieland



JUMBO

JUMBO – ein Verlag der Edel Verlagsgruppe

1. Auflage 2026
© 2026 Edel Verlagsgruppe GmbH,
Neumühlen 17, 22763 Hamburg

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus
Informationen, insbesondere über Muster, Trends und
Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«),
zu gewinnen, ist untersagt.

Text: © Susanna Bailey 2026
Umschlagillustration und Kapitelvignetten: © Thorsten Saleina 2026
Übersetzung: Matthias Wieland
Lektorat: Sophie Gawehn
Umschlaggestaltung: Dörte Dosse, UNIMAK
Layout und Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-8337-5076-2
Printed in Germany
www.jumbobuecher.de

Redaktionsanschrift:
Edel Verlagsgruppe GmbH,
Kaiserstraße 14 b, 80801 München
www.edelverlagsgruppe.de/kontakt
www.jumbobuecher.de/kontakt



Kapitel 1

Alles begann mit Großbonkel Frank ...

»Wenn du ein Problem hast, brauchst du als Nächstes einen Plan.« Das sagt Papa immer. »Einen *konstruktiven* Plan, um das Problem zu lösen.«

Tja, ich hab gleich zwei Probleme. Meinen linken und meinen rechten Fuß.

Ich brauche also vermutlich zwei Pläne.

Mama sagt immer: »Dein Vater macht es sich manchmal ganz schön leicht. Wenn dich irgendwas beschäftigt, siehst du vielleicht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Mach erst mal eine Liste, schreib auf, was dir Kummer bereitet, und dann schau, was du machen kannst. Das funktioniert bei mir immer.«

Ich weiß zwar nicht, was der Wald oder die Bäume bei der Sache für eine Rolle spielen, aber Listen sind Mama wirklich verdammt wichtig. Nicht, dass sie das jemals so sagen würde. Sie mag es nämlich gar nicht, wenn man flucht. »Du solltest dir eigentlich den Mund mit Seife auswaschen«, schimpft sie dann immer.

Papa sagt, Mama sieht manchmal die Welt vor lauter Listen nicht und ich sollte das bitteschön auf keinen Fall nachmachen.

Ich lasse mich grad ein wenig von meinen Problemen ablenken. Jetzt stelle ich mir nämlich Mama vor, wie sie mit dem Mund voller Seife zwischen unzähligen Listen und Bäumen umhertaumelt.

Aber vielleicht versuch ich's einfach mit einer Liste und einem Plan.

So verzweifelt bin ich.

DAS PROBLEM IN ALLER DEUTLICHKEIT:

Das Problem sind meine Füße.

1. Sie sind zu groß und sehen aus, als gehörten sie jemand anderem (wahrscheinlich meinem Großonkel Frank, wie

meine Oma immer sagt. Er ist auf dem Meer verschollen. Darauf komme ich später zurück).

2. Sie ragen in verschiedene Richtungen.
3. Sie gehen in verschiedene Richtungen.
4. Ich stolpere dauernd über sie.
5. Dank ihnen bin ich ziemlich mies in fast allem, was wichtig ist: Wettrennen, Skateboarden, Fußball (ich krieg ständig rote Karten für Fouls, die einer der beiden begangen hat, ohne mich zu fragen).
6. Gehen. Ja, selbst das ist problematisch. Meistens watschele ich wie ein kleines Kind – jedenfalls, wenn andere in der Nähe sind –, weil ich nur darauf warte, dass meine hinterhältigen Treter gleich wieder peinliche Stolpereien einbauen.
7. SCHWIMMEN (Das ist der Grund meiner Verzweiflung. Siehe dazu auch: Die GROSSE SCHWIMM-KRISE)
8. Sie sind daran schuld, dass mich alle »Pinguin-Junge« nennen. Konntet ihr euch schon denken, was? Das ist auf Arnie Masons Mist gewachsen. Grausam und demütigend, aber was das Schlimmste ist: Ich versteh es sogar irgendwie. (Habt ihr Pinguine schon mal watscheln sehen?)

Mama kommt rein, als ich mit der Liste gerade fertig bin, und schaut mir über die Schulter, obwohl ich ihr schon tausendmal gesagt habe, dass sie das lassen soll. Sie seufzt. Das tut sie öfter.

»Stan, Schatz, ich finde, wir könnten noch eine ergänzende Liste machen«, sagt sie, »eine etwas *konstruktivere*.«

Warum mögen Erwachsene dieses Wort nur so gern?

»Was ist denn konstruktiv daran, abstehende Füße zu haben?«, frage ich. »Das ist eher *destruktiv*.«

»Eine Menge«, antwortet Mama. »Sie können ziemlich praktisch sein. Gib mir zehn Minuten, um etwas für meine Lektorin fertig zu machen, dann helfe ich dir mit der Liste.«

Eine Lektorin ist so was Ähnliches wie eine Lehrerin, nur noch etwas strenger. Die von Mama heißt Monica, und ihr Job ist es, ganz viel in Mamas Arbeit zu streichen und sie alles noch mal machen zu lassen. Manchmal muss sich Mama für sie »ein Bein ausreißen«, bis sie völlig »den Faden verliert«.

Mamas Liste ist überhaupt keine Hilfe. Zumindest, falls ich nicht Ballett machen will – oder ausreißen, um

als Seiltänzer bei einem Zirkus zu arbeiten. Die zweite Option *könnte* allerdings noch ganz interessant werden, wenn es in der Schule schlimmer wird.

Die Aussage meiner Oma, dass ich »in meine Füße erst noch reinwachse«, ist ähnlich wenig hilfreich. Und auch ein wenig unheimlich. Also brauche ich *dringend* einen Plan. Ich habe auch schon eine Idee.

Etwas unpraktisch ist leider, dass dazu eine Entführung gehört.

Eigentlich hat mich Arnie Mason darauf gebracht. In der GROSSEN SCHWIMMKRISE.

Ich hatte von Anfang an kein gutes Gefühl dabei, dass wir in der Schule Schwimmunterricht haben. Und ich hatte einen ziemlich schlaunen Plan, um die erste Stunde schon mal zu schwänzen. Ich wollte mir etwas weißes Puder auf die Wangen tun und ein Thermometer an die Heizung halten, um so zu tun, als wäre ich todkrank. Was leider schon im Vorfeld scheiterte, weil Papa total hinterhältig Schoko-Pfannkuchen zum Frühstück vorgeschlagen hat. Der neue Plan muss unbedingt besser funktionieren ...

Die GROSSE SCHWIMMKRISE begann mit meiner Badehose. Spindeldürre Beine und abstehende Füße waren natürlich von Anfang an ein großer Spaß für meine Mitschüler. Und sie endete im absoluten Reinfall. Und mit einer Nahtoderfahrung.



Kapitel 2

»He, Pinguin-Junge«, rief Arnie in seiner Badehose, die er *natürlich* beim Surfen in Australien gekauft hatte. Wo er vermutlich auch seine kräftigen Beine und die albern wuscheligen Haare herhatte. »Jetzt kannst du es allen zeigen! Pinguine sind doch richtig gute Schwimmer. Lass mal was sehen!«

Ein Knie in meinem Rücken, während der Schwimmlehrer auf seine Namensliste schaute, und schon war ich drin. Im Wasser.

Und in SCHWIERIGKEITEN.

Sagte ich das überhaupt schon? Ich kann nicht schwimmen.

»Schaut euch das an!«, rief Kyle Davies. »Was für ein Sprung!«

Dann gab es nur noch das Rauschen des Wassers in meinen Ohren und meine Füße, die würdelos umherstrampelten, während vor meinen Augen mein traurig kurzes Leben ablief. Das tat es wirklich. Und »konstruktiv« fand ich eigentlich nur den ruhmreichen Augenblick, als Arnie Mason sich übergeben musste, und zwar direkt vor den Augen von Annabel Lawrence, dem nettesten, hübschesten und klügsten Mädchen der ganzen Stufe.

Ein besonders ruhmreicher Abgang war das Ganze nicht.

Und dann wurde ich Wasser spuckend wieder nach oben gezogen. Nicht vom Lehrer. Nicht mal von einem Bademeister. Oh nein. Das Pech blieb mein Begleiter.

Ihr könnt es euch vermutlich denken: Es war Annabel Lawrence. In ihrem goldenen Badeanzug.

»Da hast du aber Glück, dass ich grad mein Rettungsschwimmer-Abzeichen gemacht habe«, sagte sie. »Du hast im Tiefen nichts verloren, wenn du nicht schwimmen kannst. Probier es erst mal drüben im Kinderbecken.«

Muss ich noch mehr sagen?

Natürlich haben Mama und Papa vorbildlich reagiert

und mir einen Schwimm-Crashkurs organisiert (was mir acht Tage, dreizehn Minuten und fünfundvierzig Sekunden Zeit verschafft bis zur nächsten Schwimmstunde, also zur nächsten Krise).

Aber es wird noch viel schlimmer. Denn Schwimmunterricht hilft nichts, wenn man alberne Füße hat.

Also, um zur Geschichte zurückzukommen (und nicht den »Faden zu verlieren«), Arnie hat mir einen genialen Weg offenbart (er würde ausrasten, wenn er das wüsste). Denn er hat ausnahmsweise recht. Selbst ein extrem blindes Huhn findet bekanntlich mal ein Korn.

Als ich da so am Becken saß, in ein Handtuch gewickelt wie ein Baby, während die ganze Klasse sich im Wasser vergnügte, fiel mir wieder ein, wie wir mit meinem kleinen Bruder Liam an seinem Geburtstag letzten Sommer im Zoo waren.

Und wie die Pinguine da am Becken rumstolziert sind, mit ihren watschelnden, abstehenden Füßen.

Wie sie wie *Pfeile* durchs Wasser gesaust sind.

Was sie im Wasser alles können:

Kopfsprung

t
a
u
c
h
e
n

pfeilschnell dahingleiten

PURZELBÄUME schlagen

Wie blitzschnelle Geschosse, geschickt und elegant, glitten sie scheinbar mühelos dahin. »Pinguine haben Füße wie ich«, dachte ich, »und sie bewegen sich im Wasser wie **SPITZENSPORTLER**! Wenn die das können, kann ich das doch wohl auch. Danke, Arnie Mason.«

Das hat mir geholfen, einen Nachmittag mit Arnie und seinen Kumpels zu überstehen, die alberne Witzchen

über Mittagsschlaf, Babysitter und Windeln machten. Über die sogar Annabel Lawrence gelacht hat.

Mein Plan ist es, mich eingehend mit dem Körperbau und den Bewegungen von Pinguinen zu beschäftigen. Insbesondere mit der Rolle, die ihre abstehenden Watschelfüße bei ihren sportlichen Leistungen spielen.

Mein Plan ist es, mehr wie ein Pinguin zu sein und weniger ... na ja, wie ich selbst.

Und dann hatte ich eine Erkenntnis, auf die ich ein klein wenig stolz war: Ich musste sie zunächst in ihrem eigenen Lebensraum beobachten. Und dann in meinem.

Mein Plan beginnt mit einer Liste. Einer **STRENG GEHEIMEN** Liste. Eine, die ich auf jeden Fall vor meiner Mutter verstecken muss.

WIE KLAUT LEIHT MAN EINEN PINGVIN?

- 1) Mama überzeugen, dass mich ein Zoobesuch *echt* aufmuntern würde. (Nicht ganz einfach, weil ich das letzte Mal, als sie's vorgeschlagen hat, meinte, ich würde mir lieber die Hände abhacken.)

- 2) Mit meinem Taschengeld jede Menge rohen Fisch kaufen (und irgendeinen Weg finden, den Gestank zu überdecken).
- 3) Papa überreden, mir seinen riesigen Rucksack zu leihen. Den wir immer beim Camping benutzen. Der ungefähr die Größe eines Pinguins hat.
- 4) Punkt 4 ist noch etwas offen ...



Kapitel 3

Hurra. Punkt eins meines Pinguin-Plans ist schon mal hinfällig. Der anstehende Geburtstag meines kleinen Bruders Liam – ein Ereignis, das man normalerweise meiden sollte wie der Teufel das Weihwasser, denn: Von diesem Haufen wild gewordener Vorschüler kriegt man am Ende nur Stress-Pickel oder zumindest ein frühzeitiges Ableben – führt uns doch tatsächlich ... ihr dürft gerne raten ...

IN DEN ZOO

Mama muss mir das auch schon gesagt haben. Der Geburtstag ist nämlich morgen. Aber da ich für gewöhnlich versuche, belastende Dinge sofort auszublenden,

schien es mir eine brandneue Information, als sie es heute beim Frühstück erwähnte.

»Und du kommst mit, Stanley«, ergänzte sie, bevor ich auch nur ein einziges Wörtchen der Empörung vortäuschen konnte, die mit einer Flutwelle aus Milch und Cornflakes aus mir herauszuplatzen drohte.

»Keine Widerrede«, sagte Mama und knallte den Cornflakes-Karton auf den Tisch. Unnötig heftig, meiner Meinung nach. »Nicht nach dem, was letztes Mal passiert ist. Das EINZIGE MAL, dass wir dich zu Hause allein gelassen haben. Für *fünfzehn Minuten!*«

Das wäre eine gute Geschichte für ein anderes Mal – wenn sie nicht auch aus meinem Gedächtnis gelöscht worden wäre, weil ... nun ja, seht, was ich eben über belastende Dinge gesagt habe. Sagen wir einfach, in fünfzehn Minuten kann viel passieren. Der bloße Gedanke daran hat Mama blass wie die Milch in meinen Cornflakes werden lassen. Offensichtlich ist sie weniger gut darin als ich, unangenehme Erinnerungen zu verdrängen.

»Versuch einfach, dich diesmal auf den Geburtstag einzulassen, okay, Stan? Um Liams willen. Möglicherweise überraschst du dich selbst.« Sie weiß, dass das

nicht stimmt, und schaut zur Decke. Vielleicht fleht sie gerade den Himmel um Hilfe an.

Um glaubwürdig zu bleiben, tue ich so, als würde ich mich an meinem Erdnussbuttertoast verschlucken. Ich ernte für meine oscarreife Vorstellung einen so kräftigen Schlag zwischen die Schulterblätter, dass mir fast der Kopf wegfiegt. Ganz zu schweigen von dem unschuldigen Stück Toast, das ich in meiner Wange versteckt hatte. Etwas *zu* glaubwürdig, offensichtlich. Vielleicht habe ich ja eine Zukunft auf der Bühne.

»Okay. Möglicherweise«, sage ich, als ich mich ausreichend erholt habe (und überprüft, ob noch alle Zähne am rechten Platz sind). »Aber ich werde nicht den ganzen Nachmittag im Streichelzoo sitzen und kleinen pelzigen Tieren zusehen, wie sie um ihr Leben rennen. Ich werde mir die Löwen anschauen. Oder diesen Gorilla aus den Nachrichten. Der das Kind, das in sein Gehege gefallen ist, wie eine Mutter behandelt hat. Und nicht zerquetscht, was alle ziemlich überrascht hat.«

Mama wirft mir einen ihrer Blicke zu. Ich fühle mich durchschaut. Sie weiß, dass ich etwas im Schilde führe, noch bevor ich es selbst konkret geplant habe. (Warum habe ich nicht *diese* Fähigkeit geerbt, statt die

Füße von Großonkel Frank? Junge, das wäre *wirklich* nützlich ...)

»Wir werden sehen«, sagt sie. »Wenn es so weit ist.«

Wahrscheinlich schreibt sie gerade in Gedanken ihre eigene Liste:

STANLEY IM ZOO AUS DEN AUGEN LASSEN:

EINE RISIKOBEWERTUNG

Risikofaktoren:

- 1) Die Möglichkeit, dass Stanley diesen Gorilla erneut auf die Probe stellen will, indem er entweder:
 - (a) selbst in das Gehege klettert oder
 - (b) einen unserer kleinen Gäste dazu ermutigt, »auf dem großen, kuscheligen Affen zu reiten ...«

Mit einem zweiten Punkt wird sie sich nicht weiter aufhalten. Sie belässt es beim ersten (und um ehrlich zu sein, klingt Punkt eins schon ziemlich nach mir. Und sehr verlockend ...). Aber egal. Mama wird bereits in den ersten fünf Minuten der großen Sause zusammenbrechen, während sie versucht, kleine pelzige Kreaturen vor den Klauen gieriger Kleinkinder zu retten, die auf gar

nichts hören. Weder auf »Bitte sanft anfassen« noch auf »Lass doch ein *wenig* locker, Schatz, der Hase muss wieder atmen«. Ich könnte ihr sagen, dass ich ein wenig mit giftigen Kugelfischen planschen will, und Mama würde es erlauben.

Notiz an mich selbst: Sollte Plan A mit den Pinguinen scheitern, wäre das vielleicht ein interessanter Plan B. Ich wette, diese kleinen aufgeblasenen Biester mit ihren scharfen Zähnen würden gern mal jemandem ordentlich die Füße anknabbern. Mahlzeit! Reiche Leute zahlen ein Vermögen dafür, ihre Füße in ein Becken mit lauter Fischen zu tauchen.

(Das habe ich in einer von Mamas langweiligen »Life-style«-Sendungen gesehen. Aber das ist nichts für mich. Nicht mit meinen Füßen, da hätten sie vermutlich einen ganzen Tag lang zu knabbern, und, ehrlich gesagt, bin ich kein großer Fan von unerträglichen Schmerzen.)

In der nächsten Stunde schmolle ich ein wenig, um mich schließlich möglichst überzeugend meinem Schicksal, also dem Geburtstagsausflug, zu ergeben. Ich zeichne sogar einen Stegosaurus und einen T-Rex für Liam und

sage kein Wort, als er sich beschwert, dass sie aussehen wie ›Würmer mit großen Nasen‹ – und dass Micah aus dem Kindergarten mit seinen *drei Jahren* ›sie viel besser zeichnen kann‹.

Mama gibt es auf, mich mit ihren Blicken zu durchbohren, und schlägt vor, dass ich nach draußen gehe, um Fahrrad zu fahren. Das ist etwas, was ich tatsächlich *kann*, auch wenn meine FÜSSE dabei zum Einsatz kommen. Aus Dankbarkeit für die gute Zusammenarbeit und die schnelle Fluchtmöglichkeit, die es mir bietet, wenn sich Arnie und Co. mal wieder nähern, nenne ich mein Fahrrad »Rocket«. Weil es schnell wie eine Rakete ist.

Rocket steht normalerweise im vorderen Teil der Garage, wo auch Papas Campingrucksack verstaut ist. In einer staubigen Ecke, denn Papa meidet das Camping genauso wie ich Arnie Mason. Weiter als in den vorderen Teil darf ich nicht gehen. Anscheinend lauern in den Tiefen alle möglichen Gefahren auf neugierige elfjährige Jungen. Was wiederum sehr verlockend klingt. Wenn ich mein Vater wäre, würde ich so was nicht sagen. Man sollte meinen, er würde mich inzwischen besser kennen.

Bereit, jederzeit meine vorbereitete Ausrede zu benut-

zen, dass irgendwer bei der Suche nach Mrs. Arbuckles Frettchen offenbar mein Fahrrad weiter nach hinten gestellt haben muss, wage ich mich mutig vor.

Die erste Gefahr kommt in Form eines rostigen alten Spatens, der unschuldig an meinem alten Schaukelpferd lehnt. (Dem habe ich, um ehrlich zu sein, nie getraut. Es hat so einen seltsamen Blick.) Der Stiel schwingt nach vorn, noch bevor ich das Ding berührt habe, und trifft mich an der Stirn, als hätte es seit meiner Geburt nur darauf gewartet.

Vielleicht ist es eine Art »FALLE FÜR NEUGIERIGE JUNGS«, die Mama und Papa aufgestellt haben. Doch dann hätten sie kein Recht gehabt, mich mit Taschengeldentzug für meine geniale »FALLE FÜR MEINEN FIESEN KLEINEN BRUDER« zu bestrafen, mit der ich Liam aus meinem Zimmer verbannt habe. Es war ja nicht meine Schuld, dass er beim ersten Stolperdraht gleich zwei Milchzähne auf einmal verloren hat. Und es ist **mein** Zimmer. Liams Zähne würden ja sowieso bald durch bessere Versionen ersetzt werden. All diese Argumente halfen mir jedoch nicht, was ich unfair finde. Genauso wenig wie die Tatsache, dass ihm am nächsten Tag noch ein dritter Zahn ausfiel. Um ehrlich zu sein,

fühlte ich mich ziemlich schlecht und schenkte Liam meine Lieblings-Pokémon-Figur. Na ja, meine zweitliebste. Und wenn ich *ganz* ehrlich bin, war es eher eine mehr oder weniger (mehr weniger) langfristige Leihgabe als ein wirkliches Geschenk.

Am nächsten Morgen holte ich sie schon wieder zurück, als sich herausstellte, dass die Zahnfee äußerst großzügig gewesen war – vermutlich bezahlt durch mein Taschengeld. Liams selbstgefälliges Grinsen mit seiner Zahnücke war unerträglich.

Jedenfalls war ich mir danach ziemlich sicher, dass Liam es von Anfang an auf mein Pokémon abgesehen hatte. Ich konnte ihn doch nicht zu weiteren Verbrechen ermutigen, indem ich ihm seine Beute überließ, oder?

Aber jetzt wieder zurück in die Garage ...

Um den Rucksack zu erwischen, muss ich erst mal eine ganze Großfamilie mutierter Spinnen vertreiben. Ihren Blicken nach zu urteilen (ja, wirklich) stecken sie mit dem Schaukelpferd unter einer Decke und planen etwas Schreckliches für meine Zukunft. Wahrscheinlich würden sie mich im Schlaf mit Spinnweben einwickeln.

Ehrlich gesagt kann ich ihren Standpunkt verstehen. An dem riesigen Netzwerk, das ich zerstört habe, müssen sie monatelang gearbeitet haben. Ich weiß noch, wie wütend Mama damals war, als ich Magic, unsere Katze, mit Mamas Stricksachen spielen ließ: dem blauen Wollknäuel an ihren Stricknadeln und einer halbfertigen Regenbogenjacke für Tante Loris Baby.

Zeit für einen schnellen Abgang aus der Garage, bevor die Spinnenkönigin ihre Untertanen gegen mich aufhetzt.

***Notiz an mich selbst:** Heute Nacht Schlafzimmertüren und -fenster geschlossen halten. Und beten, dass mutierte Spinnen – wie Liams geliebte Dinosaurier – winzige Gehirne und ein äußerst mieses Langzeitgedächtnis haben.*

Ich verstaue den Rucksack im Schuppen hinter Säcken mit Grassamen. Dort steht auch eine Tüte Wildvogelfutter auf der Bank. Das könnte nützlich sein. Schließlich sind Pinguine auch Vögel. Und entführt zu werden – selbst wenn es nur für ein paar Tage ist – reicht aus, um jeden wild zu machen.

Bis jetzt läuft alles ganz nach Plan. Nun muss ich aber

mit dem Fahrrad zum Laden und an der Fischtheke um Reste bitten ...

Ich schiebe Rocket durch den Garten. Gerade als ich nach dem Tor greife, höre ich jemanden und sehe einen Lichtblitz durch das Loch im Zaun, das Liam in seiner Ninja-Phase gemacht hat. Nein, zwei Blitze, als würde die Sonne auf Glas treffen.

Du meine Güte, ein FERNGLAS?!

Das Nachbarhaus steht schon seit Ewigkeiten leer – seit die arme alte Ada »weggezogen« ist, wie Mama sagt. Es ist komplett mit Brettern vernagelt. Vielleicht ist jemand eingebrochen? Ein Hausbesetzer ... ein verzweifelter Verbrecher auf der Flucht ... ein verdeckter russischer Spion ...

Vielleicht ist Ada gar nicht »weggezogen«, sondern wird als Geisel festgehalten ...

Stanley Green, hör auf. Das ist keine Fernsehserie.

»Hey«, rufe ich, »wer ist da?«

Ein kratzendes Geräusch, als würde etwas über Kies gezogen ...

Ein kleiner Kopf taucht Stück für Stück über dem Zaun auf. Dunkle Haare. Rundes Gesicht. Riesige Harry-Potter-Brille. Eine Nase ...

Der Kopf wackelt ein wenig, als würde derjenige, zu dem er gehört, auf etwas balancieren.

»Hi«, sagt der Kopf und starrt mich an, als wäre ich ein winziger Käfer in einem Glas. »Du bist Stan.«

Ich starre den Kopf an. »Könnte sein«, sage ich. »Wer bist du?«

Nichts. Nur ein heftiges Wackeln.

»Was machst du da?«, frage ich.

Er blinzelt ein paar Mal kurz hintereinander. Ein sicheres Zeichen, dass gleich eine Lüge folgt, sagt Oma, die einen Großteil ihres Wissens den Informationsbroschüren verdankt, die während des Krieges verteilt wurden.

»Hallo sagen?«, antwortet der Kopf, als wäre er sich selbst nicht sicher. Kein Mini-Spion, das ist mal klar.

»Asif«, fügt er mit einem Nicken hinzu, als wäre ihm das gerade erst eingefallen.

Seltsam.

»Wir sind eingezogen. Gestern. Und ich ... ich glaube, ich bin in deiner Klasse.«

Na toll. Wenn Mama das herausfindet, wird sie ihn zum Tee einladen, bevor ich auch nur niesen kann. Das Letzte, was ich jetzt brauche, ist ein Neuer, der

mir zu Hause *und* in der Schule auf Schritt und Tritt folgt.

»Stanley?« Und wie bestellt (wenn auch ganz sicher nicht von mir) erscheint Mamas Kopf um die Ecke der Garage. »Ah, gut. Du bist zurück.«

Verdammt noch mal ... Wie macht sie das nur?

»Ah!«, ruft sie begeistert, klatscht in die Hände und sagt: »Hallo! Du musst Asif sein.«

Asif nickt und wackelt dabei gefährlicher denn je.

»Wir wollten doch kurz vorbeikommen und euch alle willkommen heißen, nicht wahr, Stan?« Sie sieht mich an und nickt ebenfalls. Seife und Wasser für dich, Mama. Jetzt würde *ich ihr* gern den Mund auswaschen.

»Ja«, sage ich. »Das wollten wir.« Heute muss ich sie schließlich bei Laune halten.

»Nur mit Liams Geburtstag und allem ... Es war ziemlich hektisch.« Ihre Augen leuchten auf.

Oh nein. **Alarmstufe Rot!!**

»Wir fahren gleich zum Zoo, um dort Liams Party zu feiern. Möchtest du mitkommen, Asif?«, strahlt sie.

»Wir haben sicher noch Platz für einen mehr. Besser als Kartons ausräumen, oder?«

Asif sieht aus wie ein völlig verwirrtes Kaninchen,

nickt aber so heftig, dass er mit lautem Krach und ein paar mir unbekannten Ausrufen hinter dem Zaun verschwindet.

»Oje«, sagt Mama, »alles in Ordnung, Asif?« Sie eilt zum Tor. »Lass dein Fahrrad hier, Stan. Bleib bei Liam. Thunfischsandwiches stehen auf dem Tisch. Papa kommt in einer halben Stunde mit dem Minibus.« Perfekt. Einfach *perfekt*. Dank meines neugierigen, nicken-den Nachbarn habe ich jetzt keine Zeit mehr für die Fischtheke. Liams übrig gebliebene Thunfischsandwiches müssen wohl reichen. Und Thunfisch aus der Dose ist doch echter Fisch – oder? Selbst der billigste? Ich kann nur hoffen, dass Pinguine nicht allzu wählerisch sind.



Kapitel 4

Liams Magen hat seit heute Morgen offenbar seine Meinung geändert. Da war Thunfisch noch ›stinkig‹ und ›eklig‹ und ganz sicher nichts für seinen Geburtstag. Jetzt legt er seinen Arm schützend um seinen Teller und reckt sein Kinn angriffslustig nach vorn, jederzeit zum Kampf bereit. Doch ein Kampf wäre laut und chaotisch und darf unter den gegebenen Umständen auf keinen Fall riskiert werden. Ich überlege, die Hälfte meines eigenen Sandwichs aufzuheben, aber das hätte Verdacht erregt. Und vermutlich Hunger. Mein Essen ist mir heilig, und Mama weiß das. »Wachstumsphase«, sagt sie immer. Womit ich kein Problem habe, außer es betrifft meine Füße. Omas Zusatz »Alle Jungen haben hohle Beine« ist einfach nur seltsam. Wahrscheinlich ein

Gerücht, das sie im GROSSEN KRIEG verbreitet haben, um den Feind zu verwirren oder Lebensmittel zu sparen.

Mit Hilfe eines großzügigen Opfers meinerseits kann ich Liam davon abhalten, mich bei Mama zu verraten, weil ich versucht habe, sein Essen zu ›stehlen‹. Ich spreche von dem RIESENSTÜCK Schokolade oben auf meinem Bananenjoghurt. Im Ernst: Wie viel edler kann ein Opfer sein? Liam sagt nicht einmal Danke.

Die nächste halbe Stunde hüpfte er wie ein Babykänguru um mich herum, während ich meine Fischbeute unbemerkt in Papas Rucksack verstauen muss. Vor allem Mama darf nichts mitbekommen, die von Zimmer zu Zimmer schwirrt wie eine dieser verrückten Stubenfliegen, die vergessen haben, wie sie hereingekommen sind. Und – hurra – Asif wird jeden Moment hier sein und zweifellos jede meiner Bewegungen durch seine Brille beobachten, sodass ich von Sekunde zu Sekunde mehr unter Druck stehe.

Im Ernst, wenn Liam keine Ruhe gibt, landet er auch im Rucksack, mit seinen stinkenden Essensresten als Gesellschaft. Geburtstagskind hin oder her.

Ich werde gerettet durch die Ankunft von sechs weite-

ren Babykängurus mit Geschenken unterm Arm sowie kleineren Geschwistern, die einfach mitgekommen sind, um die Party zu stürmen. Und offenbar auch das Haus, wenn ich sehe, wie einer von ihnen in den umgestürzten Abfalleimer krabbelt.

Papa kommt durch die Hintertür herein, sichtbar panisch. Vielleicht kann ich ja doch Gedanken lesen, denn mit nur einem Blick WEISS ich, dass er sich gerade irgendeinen Notfall ausdenkt, etwas mit einer Geiselnahme oder einem Mini-Tornado im Büro. Keine Chance, dass Mama ihm das abkauft. Man sollte meinen, er hätte es inzwischen gelernt ...

Ich nutze das allgemeine Chaos aus wild zerfetztem Geschenkpapier und verschwinde in Richtung Schuppen.

Innerhalb von zehn Minuten sitzen wir im Minibus, Papa hinter dem Steuer mit einem um Hilfe flehenden Ausdruck im Gesicht und Klebeband im Haar. Er hat seinen Campingrucksack längst nicht mehr erkannt, als ich mich an ihm vorbeigequetscht habe – wahrscheinlich erkennt er *mich* gerade nicht einmal. GESCHAFFT.

Um Mama muss ich mir ausnahmsweise keine Sorgen

machen. Sie ist damit beschäftigt, einem kleinen Mädchen den Stiel eines Lutschers aus dem Ohr zu pulen, und scheint kurz davor, wieder mal ihre mühsame Beherrschung zu verlieren. Ich erhasche einen Blick auf Asif, der in einer Menge aus Kindern und Eltern mit Babys, Rucksäcken und Geburtstagsgeschenken durch die Sitzbänke geschoben wird.

Schnell verteile ich meine Sachen auf dem Sitz neben mir und drehe mich weg, in der Hoffnung, dass er die Botschaft versteht. Gemein, ich weiß. Und ich fühle mich schlecht. Aber nur für einen Moment. »Verzweifelte Zeiten erfordern verzweifelte Maßnahmen«, wie Onkel Frank immer zu sagen pflegte, bevor er auf dem Meer verschollen ist.

Ich hätte mir keine Gedanken machen müssen. Asif verschwindet im Menschenstrom in den hinteren Teil des Busses. Puh ... fürs Erste gerettet.

Wir brausen dahin und hören zum sechsten Mal »Die Räder vom Bus«. Ich wünsche mir, die Räder vom Bus mögen endlich *abfallen*, und suche nach Lutscherstielen, die ich *mir* vielleicht in die Ohren stopfen könnte, als ein Paar goldene Turnschuhe in mein Blickfeld gerät, das im Takt wippt, obwohl es gar keinen Takt gibt.

Glitzernde goldene Turnschuhe. Und wenn nicht einer von Liams kleinen Freunden ein verschollener Verwandter von mir ist, gehören die Füße darin NICHT zu einem Kind im Kindergartenalter.

Ich beuge mich vor. Die Trägerin der *glitzernden goldenen* Turnschuhe ebenfalls.

Ich versuche sofort wieder zu verschwinden.

Das kann nicht sein.

Aber das tut es.

Und sie *ist* es.

Annabel Lawrence höchstpersönlich. Das perfekte Mädchen im Universum. Zeugin der GROSSEN SCHWIMMKRISE und meiner gewaltigen Schande. Sie sitzt neben einer kleinen Kopie von sich und einer Frau mit einem Baby auf dem Schoß. Das Baby, das vorhin in unseren Abfalleimer gekrabbelt ist.

»Stanley! Hallo!«

Sogar Annabels Stimme ist golden.

Beamte mich hoch. **JETZT.**

Ich hebe schwach zur Antwort die Hand, während mir neue mögliche Demütigungen durch den Kopf schießen. Von purer Panik ganz zu schweigen. Arnie Mason könnte mich genauso gut sofort ertränken – im Pinguin-

becken. Vor tobenden Kleinkindern und gestressten Eltern könnte ich das Pinguinverbrechen des Jahrhunderts begehen, aber NIEMALS, wenn Annabel Lawrences (perfekte) blaue Augen auf mich gerichtet sind.

Was *macht* sie überhaupt hier?

Ich fange an zu schwitzen. Komm schon, Stanley. Reiß dich zusammen. Bist du ein Mann oder eine Maus?

Ich schrumpfe in meinem Sitz zusammen. Eine Maus. Eindeutig.

Eine Maus, die dem Untergang geweiht ist, wie man es auch dreht und wendet.

»Sitz gerade, Stanley«, ruft Mama. »Dein Mittagessen kann nicht richtig verdaut werden, wenn du dich so krümmst.«

Mein Mittagessen droht tatsächlich hochzukommen und den Sitz zu verzieren. Aber das hat nichts damit zu tun, wie ich sitze.

»Mir ist schlecht«, sage ich. »Ich muss aussteigen.« Ich halte mir die Hand vor den Mund.

»Es geht dir gleich besser«, sagt Mama. »Wir müssen dich nur ablenken.«

Alles geschieht nun wie in Zeitlupe: Mama beugt sich vor. Ihr Mund bewegt sich ... Ich bin unfähig, mich zu

rühren, ein Wort zu sagen oder mich zu retten. Wie in einem dieser Träume, in denen der Henker immer näher kommt und deine Beine wie am Boden festgeklebt sind.

»Annabel, tausche deinen Platz mit mir, Schatz«, ruft Mama, ohne meinen stummen Schrei zu bemerken. »Komm und unterhalte dich mit Stanley. Nancy kannst du gern mitbringen.«

Und das war's. Annabel. Genau hier. Neben mir. Neben mir und meinem Rucksack voller Thunfisch, der – nebenbei bemerkt – in der Hitze von Sekunde zu Sekunde stärker zu müffeln beginnt.

»Hi«, piepse ich.

»Sag ›Hi‹ zu Stanley, Nancy«, sagt Annabel und zieht ihre kleine Schwester auf ihren Schoß.

»IIH. Fisch«, ruft Nancy mit vor Ekel gerümpfter Nase, »Stinkender Stanley. Mag ihn nicht.« Sie windet sich herunter und wankt zurück, um sich wieder neben ihre Mutter zu setzen. Und das schmutzige Abfallbaby. Was viel über den Gestank aussagt, den ein halbes Thunfischsandwich in einem geschlossenen Minibus auslösen kann.

»Der Angelrucksack meines Vaters«, sage ich, selbst beeindruckt von meiner schnellen Reaktion – trotz mei-

ner Panik. Aber Teile meiner Stimme bleiben mir im Hals stecken, sodass die Worte wie Schluckauf herauskommen.

»Wahrscheinlich sind da ein halber toter Schellfisch und ein paar getrocknete Würmer drin. Und wahrscheinlich auch Reste von alten Thunfischsandwiches. Und verwesende Maden«, füge ich hinzu, um die Wirkung zu verstärken. »Die purzeln da wahrscheinlich bald raus. Total eklig, mein Vater.«

Gleich wird sie wie ihre Schwester die Flucht ergreifen. Wer würde das nicht tun?

Antwort: Annabel Lawrence.

Sie runzelt die Stirn. »Wirklich?«, sagt sie mit gedämpfter Stimme – wie eine Nachrichtensprecherin, die einen schlimmen Unfall verkündet. »Armer Schellfisch. Arme Würmer. Wie schrecklich.«

Maden spielen offenbar keine Rolle für sie.

Annabel schüttelt ihren goldenen Kopf. »Kein Wunder, dass dir übel ist, Stanley. Versuch nicht zu sprechen. Ich werde mit *dir* reden.«

Und das tut sie auch. Sie macht es sich bequem, holt gefährlich tief Luft (so nah am Rucksack) und, ja: redet mit mir. Soweit ich das beurteilen kann, atmet sie erst

wieder, als wir auf dem Parkplatz des Zoos angekommen sind. Bis dahin erfahre ich mehr als nötig über einen seltenen Geier namens Vinnie, der gerade zur Überraschung aller zwei Eier gelegt hat. Überraschend deshalb, weil man ihn eigentlich für einen Jungen hielt. Und das bisher nur ein einziges Mal passiert ist. (Dass Eier in Gefangenschaft gelegt wurden, nicht Vinnies große Geschlechtsüberraschung.)

»Man kann das Nest durch eine versteckte Kamera beobachten. Und Menschen aus aller Welt kommen hierher, um einen Blick darauf zu werfen«, erzählt mir Annabel, die vor Aufregung beinahe abhebt. Man könnte meinen, sie hätte die Eier selber gelegt.

»Ich schreibe meinen Aufsatz in Naturkunde darüber«, fügt sie hinzu. »Deswegen komme ich heute mit in den Zoo. Um Vinnie zu sehen. Das wird so IRRE.«

Ich nicke. »Wow! Total IRRE«, sage ich und halte mir die Hand vor den Mund. (Schauspielern kann ich. Außerdem verdecke ich so einen unterdrückten Schrei. Ich hatte den Aufsatz total vergessen.)

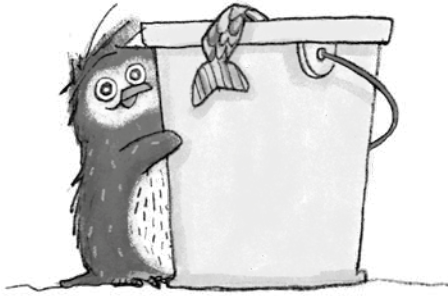
Sie hält mir mit strahlendem Lächeln ihr Handy hin und zeigt mir ein Bild von Vinnie (oder wohl doch eher Vinnette). Ich sehe einen großen, buckligen, braunen

Vogel, der für mich eher wie ein Dodo aussieht. Und ausgesprochen mürrisch wirkt.

Der Bus kommt zischend zum Stehen, und eine kreischende Flutwelle aus Kleinkindern und Eltern strömt nach vorn und ergießt sich aus der Tür. Gott stehe Vinnette und ihrer kostbaren Brut bei. Ihr Gefährdungstatus ist gerade deutlich gestiegen.

»Bis später, Stanley«, kann Annabel gerade noch rufen, während sie geschnappt und zur Tür geschoben wird. »Ich erzähle dir später ALLES.«

Ich lächle schwach. »Coolio«, sage ich, eher zu mir selbst als zu Annabel.



Kapitel 5

Mama hat (kurzzeitig) die Kontrolle über den Kleinkind-Tsunami zurückgewonnen und alle auf Decken im Picknickbereich des Zoos versammelt, mit dem Versprechen auf Kuchen, Wackelpudding, Eis und den Streichelzoo. *Den* aber erst *nach* dem Essen. Ein schlauer Plan, um zu vermeiden, dass die Kleinen den Kot irgendwelcher Kleintiere zusammen mit ihren Erdnussbutter-Sandwiches verschlucken. Außerdem erspart sie sich so die Mühe, alle vor dem Essen zum Händewaschen auf die Toilette zu treiben. Wir erinnern uns mit Schauern an letztes Jahr ...

(... als Liams Freund Micah eine Überschwemmung verursacht hat, indem er den Abfluss eines Waschbeckens

mit einem Minischweinchen verstopft hat. Mit voller Absicht. Niemand bemerkte es, bis sich das Schmetterlingshaus unerwartet in ein Wasserparadies verwandelt hat. Niemand außer den Schmetterlingen natürlich, die stinksauer waren.

Das Ferkel, das aus dem Waschbecken auf den Rasen vor dem Streichelzoo gespült wurde, verputzte eine ganze Schachtel abgelaufener Donuts, die neben den Mülleimern standen, bevor es wieder eingefangen wurde. Vor allem, weil es nun zu schwer war, um wegzulaufen. Und etwas weniger »Mini«.)

Niemand will beim Mittagessen neben mir sitzen. Nicht einmal Asif. Ich schiebe es auf den stinkenden Rucksack. Schön, dass ich die Schuld ausnahmsweise nicht bei MIR suchen muss. Annabel hat eventuell versucht, mich zu den anderen rüberzuwinken. Schwer zu sagen; vielleicht hat sie auch nur den Geruch weggewedelt.

Zehn Minuten später stellt sich heraus, dass »niemand« leider keine fischfressenden, fliegenden Wesen einschließt. Ich meine natürlich Vögel. Hauptsächlich Möwen. Oder eher ein Schwarm Flugsaurier, die sich zur Tarnung in Möwenkostüme gezwängt haben. Das

nenne ich einen blitzartigen Raubüberfall: zuschlagen und sofort wieder weg. Die Burschen arbeiten im Team! Und haben definitiv *ebenfalls* einen Plan.

Papas Rucksack wird einen halben Meter über den Boden gehoben, bis die gefiederten Räuber es schließlich aufgeben, sich an den Reißverschlüssen und Schnallen zu versuchen. Zum Glück hab ich ihn nicht auf dem Rücken. Sie lassen ihn wieder fallen, auf einen Teller mit Törtchen, die Mama gerade verteilen wollte. Dann schnappen sie sich einen schlafenden Dackel und legen ihn bei einer anderen Gruppe wieder ab – genau auf einem Teller mit aufgeschnittenen Hotdog-Brötchen.

Entweder müssen ein paar dieser Vögel mal zu einem guten Optiker, oder sie haben einfach einen sehr bösen Sinn für Humor.

Was dann folgt, erinnert an eine Szene aus »Die Vögel« – diesem echt coolen alten Horrorfilm, den ich mit meinem Babysitter schauen durfte. Umherflatternde Vögel und Mütter. Möwengekreische und Kleinkindgekreische, laut genug, um jedes Rockkonzert zu übertönen. Papa kreist umher wie eine Wespe bei einem Picknick, fuchtelt mit den Armen herum und erteilt Befehle im vollen Panikmodus.

»Steht still! Nicht bewegen. Ich hab das im Griff.«

Hat er nicht.

»Sie tun euch nichts. Sie sind nur hinter dem Essen her.«

Niemand hört zu. Auch nicht die Möwen, die offenbar genauso gerne Kinderfinger essen wie Sandwiches. Und Chips. Und Eiscreme.

Papas Tanz endet schließlich auf dem Geburtstagskuchen in Form eines Kaninchens. Obststückchen quellen unter seinem Fuß hervor. Die Bonbon-Augen schießen nach vorne ins Gras.

Liam schluchzt und stößt mit dem Kopf gegen Papas Knie, seine kleinen Fäuste wirbeln dabei umher.

»Du hast mein Häschen totgemacht! **BÖSER PAPA!!!**«, schreit er. »Ich hasse dich!!«

»Gemeiner, gemeiner, **GEMEINER** Liams Papa!!«, ruft Martha mit Tränen im Gesicht. (Um fair zu Papa zu sein: Ohne diese Unterbrechung aus der Luft hätten sie und Liam sich in fünf Minuten darüber gestritten, wer den Kaninchenkopf essen darf. Das sage ich aber nicht.)

Jedenfalls isst oder trinkt nach all dem Chaos niemand mehr etwas – auch ich nicht. In Liams Saft schwimmt

Möwenkacke, und wie sich herausstellt, auch in meiner Chipstüte.

Oh. Und jetzt auch an meinen Fingern. MEHR ALS EKLIG. (Na gut, ich habe in der Tüte rumgewühlt, um vielleicht noch etwas zu finden, was der Vogel verschont hat. Den Versuch war's wert. Oder auch nicht. Möwenkacke landet überall. Und ist wie schwarz-weißer Sekundenkleber.)

Wie auch immer, jetzt geht's zur Eisdiele, um die kleinen Münder erst mal zu stopfen und ihre gebrochenen Herzen nach dem Kaninchen-Mord zu trösten.

»Und dann geht's in den Streichelzoo«, sagt Mama und versucht, ihre Panik hinter einem Lächeln zu verstecken. »Wird das nicht zauberhaft?«

Für die Tiere sicher nicht. Ich weiß nicht, ob ich das mit ansehen kann.

Da sämtliche winzigen Münder mit ordentlich Eis zu kämpfen haben, herrscht auf dem Weg dorthin Stille. Was ich für einen genialen Schachzug nutzen kann.

»Mama«, sage ich, »muss ich zum Streicheln mitkommen? Ich muss noch Hausaufgaben machen und ...«

Mamas Augenbrauen verschwinden irgendwo hinter

ihrem Pony, was sie immer tun, wenn sie misstrauisch ist. Und ich habe die Frage noch nicht mal zu Ende gestellt. Das Wort »Hausaufgaben« hat es wahrscheinlich besiegelt. Dieses Wort kommt mir an freien Tagen nie über die Lippen. An Schultagen eigentlich auch nicht, wenn ich es vermeiden kann.

Zeit für ein bisschen elterliches schlechtes Gewissen.

»Der Schulaufsatz? Für die Ferien? Erinnerst du dich?« Erwischt.

Sie kann schlecht sagen, dass sie sich nicht erinnert, oder? Das sähe nicht gut aus.

Und jetzt zum Annabel-Effekt ...

»Annabel schreibt über diese seltenen Vogeleier, die sie hier haben. Wir wollten vielleicht *kooperieren*.« Ein großes Wort, das hoffentlich Eindruck macht. »Zusammenarbeiten. Ich kann über einen anderen Vogel schreiben. Zum Vergleich. Ich dachte an Pinguine ...«

Ich setze einen Gesichtsausdruck auf, den ich normalerweise nur benutze, wenn es um Schokolade geht oder noch etwas mehr Zeit auf meiner Switch.

»Also, darf ich den Streichelzoo bitte auslassen, Mama, und sie mir anschauen? Bitte. Das wäre toll. Und ich kann Annabel doch nicht im Stich lassen, oder?«

Geschafft!

Mama ist geschockt. Ihre Liste, mit der sie alle möglichen Risiken für mich durchgeht, entschwebt geradewegs in eine Traumwelt, in der Stanley und Schulprojekte ganz wunderbar zusammenpassen. Und genau im richtigen Moment bricht ein Streit aus, zwischen einem blondgelockten Kleinkind und Liam. Angeblich, weil Liam an *seinem* Regenbogen-Lutscher geleckt hat.

Papa geht wie ein Ringrichter beim Wrestling dazwischen. Mama macht etwas, das Mütter offenbar können müssen: Sie führt mehrere Gespräche gleichzeitig. Sie beruhigt die Mutter des kleinen Blondschofcs, die aussieht, als würde sie Papa ihr Cornetto ins Gesicht drücken, wenn er ihren kleinen Schatz nicht sofort loslässt. Generell ist sie der Meinung, *Liam müsste mal Manieren lernen* – und befiehlt Papa, ihren ›kleinen Schatz‹ auf der Stelle loszulassen, und dann ...

»Okay, Stanley. Okay. Geh. Aber direkt zum Pinguin-gehege, und BLEIB dort. **BLEIB!** Verstanden?«

Dieser Ton ... Bin ich ein Mensch oder ein Schoßhund?

»Logo«, sage ich trotzdem. »Versprochen. Danke, Mama!«

»Hast du deine Uhr dabei?«

Ich nicke und beuge mich schon in die Startposition. Auf die Plätze ...

Während der Streit geschlichtet wird, gibt es noch mehr Unruhe. Papa muss losstürmen, um ein winziges Kind davon abzuhalten, ins Gehege zu den Zwergziegen zu klettern.

»Wir holen dich um DREI ab, denk dran. Punkt«, ruft Mama. »Das ist in EINER STUNDE, Stanley.«

»Drei Uhr!«, rufe ich, »Verstanden. Over and out!«

»Stan! Warte mal kurz. Vielleicht möchte Asif ja ...«

Ich verschwinde in einer Staubwolke, wie eine Figur in einem Zeichentrickfilm.



Kapitel 6

Ich gehe direkt zum Pinguingehege – mit einem kleinen Umweg über die Giraffen. Und die Paviane, die allein schon wegen ihrer scharlachroten Hintern sehenswert sind. Wenn man unbedingt einen Beweis braucht, dass Gott – oder die Natur – Sinn für Humor hat, muss man nicht weiter suchen. Stellt euch vor, euer Hintern würde so aussehen, als stünde er in Flammen!

Immerhin sind alle Paviane gleich. Keiner sticht hervor wie ein bunter Hund (oder Hintern!). Nicht so wie ich mit meinen **absurden Riesenlatschen!**

Was die Giraffen angeht ... Ob ihre Hälse immer länger wurden, je höher die Bäume wuchsen? Durch das viele Strecken? Oder war es schlicht das Prinzip »Überleben des Stärkeren«? War man mit einem absurd langen

Hals am Ende zwangsläufig überlegen? Vor mir sehe ich gewissermaßen eine ganz neue, überlegene Art von Giraffen. Vielleicht gehören Großonkel Frank und ich ja auch zu einer neuen Art. Arnie Mason wird sich umgucken, wenn *das* erst mal rauskommt!

Ich habe jetzt zwanzig Minuten meiner hart erkämpften Freiheit dadurch verloren, über rote Hintern nachzudenken und die Möglichkeit, weiter entwickelt zu sein als der Rest der Menschheit. Und als ich mich dem Pinguingehege nähere, steht eine Gruppe von Erwachsenen und Kindern dicht gedrängt am Zaun.

NICHT gut.

Ich kämpfe mich nach vorne, ignoriere das genervte Gemurmel und das Kind, das schreit, weil ich ihm seinen Cheeseburger ins Gesicht gedrückt habe. Große und kleine Pinguine haben sich um eine Frau in blauer Latzhose und Gummistiefeln versammelt. Sie zieht Fische aus einem Eimer, lässt sie in der Luft baumeln und dann in ihre offenen Schnäbel fallen. Allem Anschein nach verschlucken Pinguine die Viecher komplett, ohne jedes Kauen. Wenn *ich* das tue, werde ich angemotzt.

Jetzt holt die Frau ein paar bunte Reifen und legt sie auf den Boden, als würde sie eine Art Sportstunde vorbe-

reiten. Dann winkt sie mit einem weiteren Fisch und die Pinguine hüpfen von Reifen zu Reifen und erhalten jedes Mal eine Belohnung. Alle klatschen und lachen, denn wer hätte gedacht, dass Pinguine so schlau sind? Oder so süß, wie die beiden flauschigen braunen Babys, die etwas übereilt stolpern und umkippen. Auch sie kriegen einen Fisch, einfach weil sie so niedlich und tollpatschig sind.

Was wäre das für eine schöne Welt, in der Menschen für ihre Tollpatschigkeit belohnt werden. Ich wäre Millionär. Oder vielleicht unter einem Berg stinkender Fische begraben, falls die Pinguine die Weltherrschaft übernommen haben, wie die Schweine in »Farm der Tiere«. (Ein weiterer Film, den wir mit unserem Babysitter schauen durften. Liam hat immer noch Albträume. Und er ist nicht der Einzige.)

Aber im Moment klatsche und juble ich lauter als jeder andere in der Menge. Denn diese Trainerin hat die Pinguine perfekt auf meine Entführung vorbereitet, ohne es zu wissen.

Wenn ich meine Tasche öffne und so zusammenpresse, dass die Öffnung wie einer der kleinen Reifen aussieht, und meinen stinkenden, fischigen Köder baumeln lasse, hüpf mir sicher schnell einer hinein! Und

hoffentlich nicht gleich wieder raus, wenn er merkt, dass ihm nur ein wabbeliges altes Thunfischsandwich geboten wird. Aber trotzdem. Hoffnung!!!

Stanley Green, du bist noch genialer, als du dachtest! Ich muss nur die vielen Zeugen aus dem Weg schaffen. Ganz zu schweigen von der Tierpflegerin ...

»Als Nächstes: Seelöwen-Show um 15 Uhr, Leute«, ruft sie da laut und stolz wie ein altmodischer Zirkusdirektor oder der Typ beim Entenangeln auf dem Jahrmarkt. »Ihr werdet Augen machen!« Dann eilt sie davon, den Eimer über den Arm gehängt, als wolle sie als Erste dort sein.

»Folgt den Schildern zum Toilettenblock«, fügt sie noch hinzu und verdirbt damit ein wenig die Wirkung.

Die Menge setzt sich geschlossen in Bewegung, Kinder werden auf die Schultern der Erwachsenen gehoben, damit es schneller geht. Es ist wie der Ansturm, wenn die Schulglocke zum Mittagessen läutet und Pommes auf dem Speiseplan stehen.

Vielleicht liegt es daran, dass die Erwachsenen unbedingt auf ihre Kosten kommen wollen. Papa ist vorhin fast in Ohnmacht gefallen, als er die Eintrittskarten für den Zoo bezahlt hat.

Schneller Blick auf die Uhr: UPS! Noch zehn Minuten, dann ist Mama hier. HERRJE!!

Jetzt oder nie, Stanley.

Nur Mut. Das hast du im Sack. (Wortspiel beabsichtigt. Sorry.)

Tief durchatmen. Lage checken: Die Luft ist rein ...

Ein Sprung und ich bin auf der anderen Seite der Mauer. Okay, es waren eher ein Hüpfen und ein weniger elegantes Drüberwälzen, aber hey – ich bin drin.

Kleine Panne: Als meine klobigen Füße auf den Steinboden knallen, flutscht mir die Tasche wie ein Geschoss von der Schulter.

Sofort bildet sich eine Pinguin-Gruppe. Mitten im Gehege – wo ich mich nirgends verstecken kann, falls jemand während meines Entführungsversuchs vorbeikommt. Nicht, dass ich auch nur in die Nähe eines Pinguins käme, der klein genug wäre, um ihn in meiner Tasche herauszuschmuggeln. Die größten Pinguine drängen sich an der Außenseite der Gruppe zusammen wie Türsteher. Richtig genervte Türsteher, die ihre Familien verteidigen, ihre scharfen Schnäbel wie Schwerter in den Himmel gerichtet.

Ich hatte an die Pinguinschnäbel bei meinem Ent-

führungsplan nicht gedacht. Ich hatte mich wohl zu sehr auf ihre Füße konzentriert. Tatsächlich habe ich an überhaupt nichts mehr gedacht, nachdem ich Papas Campingrucksack gemopst (beziehungsweise ausgeliehen) hatte. Meine Planung ist verbesserungswürdig, wie das meiste in meinem katastrophalen Leben. Aber jetzt muss ich erst einmal schnell handeln – Improvisation ist angesagt, Stanley.

WIE ~~KLAUT~~ LEIHT MAN EINEN PINGUIN? Teil 2:

- 1) ~~Such einen Pinguin in passender Größe für den Rucksack, der am nächsten am Rand der Gruppe steht. Schnapp ihn dir. (Mein, das geht nicht. Die schnabelschwingenden Schwertkämpfer-Pinguine haben alle kleineren hinter ihren massigen Körpern versteckt. Außerdem bin ich ein Feigling.)~~

Noch mal von vorne ...

- 1) Öffne die Pinguinfalle (den Rucksack) weit, sodass sie wie ein Reifen aussieht. Zumindest für einen panischen Pinguin.

- 2) Schleich dich an und treib die Gruppe auseinander, wie es Hunde mit Schafen machen. Ich habe keinen Schäferhund, also muss ich meinen inneren Wolf wecken, was sich bei all den knuddeligen Pinguinen schrecklich anfühlt. Aber es ist nur eine Taktik. Eine verzweifelte.
- 3) Trenne einen kleinen Kerl von der Menge. (Weiter nach Hunde- oder Wolfart.)
- 4) Winke mit deinem stinkenden, matschigen Sandwich, als wäre es einer der Fische, die vorhin verfüttert wurden.
- 5) Bring den kleinen Pinguin dazu, in deinen Rucksack zu tauchen, angelockt vom Thunfisch – oder meinetwegen auch aus purer Angst, dass ein seltsamer Wolfsjunge mit Pinguinfüßen ihn vielleicht gleich auffressen könnte.
- 6) Verschließ den Rucksack und flüchte mit Lichtgeschwindigkeit aus dem Gehege, bevor die Schwertkämpfer dich wie einen Kebab aufspießen.
- 7) Schmuggel den eingepackten Pinguin an Mama, Papa und einem ganzen Bus voller neugieriger Geburtstagsgäste vorbei. Wie? Das ist mir noch ziemlich unklar ...

Na gut. Die Zeit läuft, Stanley. Komm schon. *Carpe Diem* und so weiter, wie Oma sagt, dass es alle im KRIEG gemacht haben. Oder YOLO, wie Mama dazu immer sagt,

wenn sie cool wirken will. Zeit zum *Handeln*. Du lebst nur einmal.

Ich öffne meinen Sack und drücke ihn schön platt. Hoppla, die Sandwiches habe ich ganz vergessen. Die sind jetzt auch platt. Egal. Ich schnappe mir eins. Es stinkt wirklich *erbärmlich!* Gut.

Der vorsichtige Wolf *s c h l e i c h t* voran, das Sandwich in der Hand ...

Oh nein!

Sofortiger Pinguin-ALARM!!

Ein ohrenbetäubender Lärm aus Hupen, Kreischen und Pfeifen hallt von den Felsen hinter der Gruppe wider. Es klingt wie die schlechteste Kindergartenband der Welt, vermischt mit einer Luftschuttsirene, die vermutlich geradewegs von einem Weltkriegs-Flohmarkt stammt. Die ganze Welt muss es gehört haben. Jedes Einsatzfahrzeug in der Gegend ist vermutlich auf dem Weg hierher.

Stanley, der Wolf, zieht sich zurück. Er hält sich die Ohren zu.

Zeit für eine schnelle Flucht ...

Zu spät.

»Hey!!! Du da. Junge. Was zum ... Raus da! Aber sofort!!«

Ich schnappe mir meine Tasche und renne los, kopf-
über den Weg zurück, den ich gekommen bin.

Und dann gleite ich auf meinen blöden, überdimensi-
onalen Füßen über einen Teppich aus rutschiger, mat-
schiger Pinguinkacke – und fliege mit dem Kopf voran
Richtung Boden. Meine Zehen bleiben bei diesem un-
geplanten Sprung an der Mauer hängen. Meine Tasche
kommt gar nicht mit: Sie begibt sich auf ihren eigenen
ungeplanten Flug und lässt dabei das Thunfischsand-
wich frei.

Ich lande mit lautem KNALL auf dem Beton, hustend
und völlig außer Atem.

Die Welt dreht sich. Ich könnte schwören, dass aus
einem strahlend gelben Licht ein Typ mit Bart und rie-
sigen Füßen auf mich zukommt.

Nein. Das kann nicht sein!!!!

Großonkel Frank ...?

Bin ich tot????!!!

Nein. Den Schmerzen in meiner Magengegend nach
zu urteilen, bin ich es nicht.

Dann erkenne ich meine Umgebung wieder – und
wünsche mir auf einmal sehnlichst, es doch zu sein.



Kapitel 7

Die großen Füße stecken in Stiefeln. In schwarzen Stie-
feln, die jetzt direkt vor mir stehen, auf Höhe meiner
Nase. Sie stinken nach Tierkot. Und wirken irgendwie
wütend.

Kein Wunder, denn als ich es wage, aufzublicken,
sehe ich mein Sandwich langsam ein Gesicht hinun-
terrutschen. Das gerötete Gesicht des Stiefelbesitzers,
eines RIESIGEN Tierpflegers.

Er kocht so sehr vor Wut, dass er kein Wort heraus-
bringt – nur ersticktes Stottern und eine Spucke-Fon-
täne, die auch ein paar matschige Brot-Spritzer enthält.

Jetzt heißt es, sich rausreden, Stanley.

Ich tue wieder so, als sei ich tot. Und höre, wie sich ein
Paar kleiner Füße mit tänzelnden Bewegungen nähert.

»Oh mein Gott, Stanley! Geht es dir gut?!«

Ich sehe das Glitzern sogar mit fest geschlossenen Augen. Eines davon öffne ich ...

Annabel beugt sich mit besorgtem Gesicht über mich. Nein. Das ist keine Besorgnis, sondern Mitleid.

Ich will sterben.

»**STEH. AUF.**« bringt der Stiefelträger hervor.

Ich hatte noch nie solche Angst.

»**SOFORT**«, donnert er.

Mir schießt Omas urkomische Ausrede durch den Kopf: »Ich kann mich nicht bewegen. Hab 'nen Knochen im Bein ...«, aber ich verzichte lieber darauf. Mein innerer Wolf hat sich längst verzogen. Jetzt bin ich eher ein Schaf, das am Rand einer Klippe gefangen ist und um sein Leben blökt.

»Ich bemühe mich«, wimmere ich. »Entschuldigung. Entschuldigung ... Sir.«

Ich rappele mich mühsam auf und erwarte das Schlimmste. Der Stiefelträger wippt von einem Fuß auf den anderen und scharrt mit den Füßen auf dem Boden wie ein Stier, der kurz davor ist, loszustürmen. Ich könnte schwören, dass aus seinen Nasenlöchern Dampf kommt.

Loszustürmen könnte auch *meine* beste Option sein. In die andere Richtung. Andere geniale Auswege fallen mir nicht ein. Aber meine Beine wollen nicht.

Sogar Annabel ist ausnahmsweise einmal sprachlos.

Sie reicht dem Tierpfleger ein Taschentuch. (Mit ausreichendem Abstand. Sie ist ja nicht bescheuert.)

»Stanley hat es nicht so gemeint«, sagt Annabel und setzt ihr strahlendstes Lächeln auf. »Was auch immer er getan hat. Er ist nur manchmal ... etwas ... ungeschickt.«

Der Typ schlägt das Taschentuch weg, und es flattert wie ein verletzter Vogel zu Boden. Sein Mund öffnet und schließt sich wieder. Er ballt seine Fäuste, die mich an ein paar Packungen dicker Würste erinnern.

Sag etwas, Stanley. Oder du endest wie Annabels Taschentuch.

Aber da ist nichts.

Keine geniale Idee.

Überhaupt nichts mehr.

Das ist alles *deine* Schuld, Großonkel Frank. Du und deine verdammten Riesentreter ...

Gegenüber versammeln sich Lemuren am vorderen Rand ihres Käfigs, ihre runden gelben Augen leuchten,

als würde gleich ihre Lieblingsserie auf Netflix anfangen. Hinter uns spähen zwei Papageien von ihren Sitzstangen herab. Sie nicken und tratschen wie die alten Leute auf den Bänken im Park – nur in *sehr* bunten Anzügen. Auch die Zoobesucher versammeln sich allmählich. Es würde mich nicht wundern, wenn irgendjemand sein Strickzeug herausholt, wie die alten Frauen, die früher bei Hinrichtungen zugeschaut haben. Ich bin mir sicher, dass ich irgendwo zwischen den Ellbogen der Leute und den Köpfen kleiner Kinder Asifs Brillengläser aufscheinen sehe, als würde er sich einen Weg bahnen, um einen möglichst guten Blick zu haben. Toll.

Ich bin weiterhin wie angewurzelt. Die Zeit steht still. Annabel Lawrence auch. Was mich freut. Einmal von ihr gerettet zu werden war schon schlimm genug. (Die GROSSE SCHWIMMKRISE, ihr erinnert euch?) Das hat mich für mein Leben gezeichnet.

Dann bahnen sich Mama und Papa ihren Weg zu mir, und wie beim Rattenfänger von Hameln laufen Liam und seine Bande hinter ihnen her.

Die Rettung – oder das Erschießungskommando. Ich bin mir nicht sicher. Aber im Moment ist mir beides recht.

Die schreienden Kleinkinder vertreiben die Pinguine, die platschend zurück in ihr Becken huschen. Die Papageien schlagen aufgeregt mit den Flügeln. Die Lemuren rücken näher heran. Sie wollen den Höhepunkt nicht verpassen. Popcorn haben sie keins, also picken sie sich gegenseitig Flöhe aus dem Fell.

»STANLEY!!« rufen Mama und Papa wie aus einem Mund.

Es ist sinnlos, zu hoffen, dass Papa wie ein Superheld gleich zu meiner Rettung eilt. Oder dass Mama mich in ihre Arme nimmt und mir zärtlich die Stirn tupft. Oder den Tierpfleger mit einem gezielten Schwung ihres Rucksacks ausschaltet. Was sie *könnte*.

Nein. Mach dich bereit, Stanley.

»WAS hast du DIESMAL angestellt????!!!«

Dass ich Mist baue, ist das Einzige, was meine Eltern zusammenbringt. Man sollte meinen, dass sie das zumindest ein wenig zu schätzen wüssten.

»Stanley?!!«, wiederholt Papa mit gesenkter Stimme, sein Gesicht ganz nah an meinem, wie ein Fernsehkommissar beim Verhör. »Na?«

Vielleicht mache ich jetzt einfach von meinem »Recht zu schweigen« Gebrauch.

»Wir können uns nur entschuldigen, Sir.« Mama spielt gekonnt die Rolle der geduldigen, stets bemühten Eltern. Ihr Blick huscht hin und her. »Falls irgend-
etwas beschädigt wurde ...«

Der Tierpfleger versteift sich und richtet sich zu seiner vollen Größe auf.

»**UNSERE TIERE ZU STÖREN**«, verkündet er und versucht dabei, wie eine **SEHR WICHTIGE PERSON** zu wirken, »**ist in der Tat eine SEHR ERNSTE ANGELEGENHEIT!**« Langsam schüttelt er den Kopf. Ein paar letzte Thunfischreste fliegen aus seiner Nase. Er streckt einen drohenden Finger in meine Richtung. »**PINGUINE, MEIN JUNGE, SIND UNSCHULDIGE WESEN IN UNSERER OBHUT, UND ICH**« (er tippt mit einem weiteren seiner Riesenfinger auf seine geschwellte Brust), »**BIN HIER, UM SICHERZUSTELLEN, DASS IHNEN NIEMAND EIN LEID ZUFÜGT.**« (Dramatische Pause. Das ist schließlich sein großer Auftritt.)

»**DIESER ... DIESER ... JUNGE**«, fährt er fort und mustert Papa wie ein Richter am Obersten Gerichtshof, »**ist ein GEMEINGEFÄHRLICHER RABAUKE!!!**«

Zum Teufel mit dem Recht zu schweigen. Jetzt heißt

es, empört gucken, als hätte man mich völlig zu Unrecht beschuldigt.

»Was ist denn mit der Unschuldsvermutung?«, frage ich.

Na ja, einen Versuch ist es wert ...

Oder vielleicht auch nicht. Der Wärter sieht aus, als würde ihm gleich Feuerwerk aus den Ohren schießen. Papa übrigens auch. (Mama würde normalerweise genauso reagieren, aber sie ist damit beschäftigt, Miras Pferdeschwanz aus dem Schnabel eines Papageis zu befreien.) Annabel windet sich und tritt von einem glitzernden Fuß auf den anderen. Selbst sie ahnt, dass das jetzt zu weit geht.

Ich wusste noch nie, wann es klug ist, aufzuhören. Also, weiter im Text:

»Ich hab die Pinguine nicht gestört. Ich **LIEBE** Pinguine. Ich habe sie nur ... beobachtet. Für mein Schulprojekt. Ich saß einfach so auf der Mauer, habe mir Notizen gemacht und war so vertieft, dass ich runtergefallen bin – in das Gehege ...«

»Lügen bringt dir jetzt nichts, Junge«, zischt der Pfleger. »Du kommst jetzt mit ins Büro des Zooleiters!!«

Ungläubiges Schweigen ringsum. Wieder scharrt der Pfleger mit den Hufen.

Annabel nickt. »Stanley fällt wirklich SEHR OFT hin. Und wir *haben* dieses Schulprojekt.« Sie rückt näher an Mama heran – und weiter weg vom Pfleger, der sie mit einem tödlichen Blick anfunkelt.

»Na gut, mein Sohn«, sagt Papa, einen Funken Hoffnung in den Augen. »Also, dieses Schulprojekt, dann zeig es doch mal.«

Ah. Mist.

»Hat ein gemeiner Pinguin es gefressen?«, fragt Liam und streckt den Kopf hinter Mamas Beinen hervor.

Nicht schlecht, kleiner Bruder. Du lernst dazu. Noch ein wenig Übung ...

Es bringt mich allerdings auf eine Idee.

»Es ist im Pool«, sage ich. »Es ist mir aus den Händen gefallen, als ich gestürzt bin. Da war ein heftiger Windstoß – und« – dramatische Pause, das Spiel beherrsche ich ebenso –, »ich wollte es zurückholen, aber, na ja, ich kann nicht schwimmen – wie ihr wisst.« So niedergeschlagen wie möglich stoße ich einen tiefen Seufzer aus. Ich schüttele den Kopf, g a n z l a n g s a m. »All die Arbeit. Jetzt ist sie nur noch ein matschiger Klumpen

im Wasser.« Ich lasse die Schultern hängen. Besiegt. Am Ende.

Entschuldigung, ich habe mich bei meinem Auftritt vielleicht etwas mitreißen lassen. Übertreib es nicht, Stanley.

»Stanley kann *definitiv* nicht schwimmen.« Wieder Annabel, so ernst wie möglich. »Er hat furchtbare Angst vor Wasser ...«

Nun reicht es, Goldschuh. Übertreib nicht.

Es herrscht Totenstille. Kein Papagei krächzt und auch kein Kleinkind muss dringend mal. Ein kurzer Blick aus dem Augenwinkel: Nichts. Niemand glaubt mir meine Geschichte. Nicht einmal die Lemuren. Sie beugen sich vor, um den rührenden Moment mitzuerleben, wenn sich die verzweifelte Mutter dem Pfleger zu Füßen wirft und um Gnade für ihren geliebten Sohn bittet.

Macht euch keine Hoffnungen, Leute.

So viel zur Macht eines Plans.

Stanley Green, du bist **GELIEFERT**.



Kapitel 8

Oder auch nicht ...

»LIAM!! WO STECKST DU?«

Mama schreit und dreht ihren Kopf beinahe so weit wie das supergruselige Mädchen in »Der Exorzist« (noch so ein Horrorfilm, den ich eigentlich nicht sehen sollte). Sie klammert sich an Papas Arm und reckt sich auf Zehenspitzen wie ein gestresstes Erdmännchen. »Oh, Pete. Wo ist er? Er war doch gerade noch hier, direkt neben mir ...«

Auch Papas Kopf bewegt sich wild umher. Alle tun es ihm nach. Sogar die Lemuren.

»Liam? Liam«, ruft Papa, die Hände um den Mund gelegt. »Komm zu Papa. Beeil dich, Liam!! Wir holen noch mehr Eis!«, fügt er hinzu. Bestechung ist nicht

unbedingt gute Erziehung, aber Papa scheut sich nie, sie einzusetzen.

Kein Zeichen. Kein Geräusch. Nichts.

Mein kleiner Bruder ist verschwunden.

»Wo auch immer du bist, Liam. BLEIB EINFACH STEHEN«, rufen Papa und Mama im Chor. »Wir kommen.«

Papa stürzt in die Menge und verjagt so den größten Papagei. Der steigt ängstlich auf und reißt dabei den Holzständer aus dem Boden, der nun baumelnd über den Köpfen der Zuschauer schwingt und einer Frau den Sonnenhut vom Kopf schlägt sowie einem Glatzkopf die Perücke.

Um uns herum bricht Panik aus. Die Menge zerstreut sich mit gesenkten Köpfen. Die Lemuren suchen Schutz vor dem neuen fliegenden Raubtier.

Ich wage ein paar Schritte in Richtung Mama, den Blick fest auf den Pfleger gerichtet.

»Mama«, sage ich, »mach dir keine Sorgen. Liam geht es gut. Du weißt ja, wie er ist.«

Doch Mama eilt herbei und packt den Pfleger am Handgelenk. »Mein kleiner Junge. Ich sehe ihn nirgends. Er ist erst vier ... bitte ... *tun Sie etwas* ...«

Er löst ihre Finger von seinem Handgelenk, nickt und drückt etwas an seiner Jacke. Ein Walkie-Talkie, das an seinem Kragen befestigt ist, erwacht mit einem Knistern zum Leben. Er spricht hinein, den Kopf geneigt. Dann bläst er in eine silberne Trillerpfeife.

»Alles unter Kontrolle, gute Frau«, verkündet er und reckt erneut die Brust. »Bleiben Sie hier, falls der kleine Junge nach Ihnen sucht.« Er rückt seine Mütze zurecht und eilt. Gott weiß wohin, als wäre er Indiana Jones auf Rettungsmission. Wäre er bestimmt gern.

Was für eine Ablenkung. Liam: du GENIE! Das hast du grandios hingekriegt. Hast mir den Hintern gerettet. Na ja, zumindest teilweise. Eine echte Glanzleistung auf dem Niveau der »langfristigen Ausleihe« meiner Pokémon-Figur.

Weit weg wird mein Bruderherz aber nicht sein. Keine Ahnung, warum Mama und Papa so ausflippen. Liam macht immer solche Sachen. Wenn er sich versteckt, heißt das für gewöhnlich bloß, dass er was besonders Überraschendes angestellt hat.

Wo auch immer er ist – was auch immer er getan hat – wir werden es alle jeden Moment erfahren. Und wie. Vor allem, wenn er sich versteckt.

Da kommt mir ein Geistesblitz: Wenn ich Liam finde, ist mir die Auszeichnung als »Großer Bruder des Jahres« sicher. Ich sehe schon die Schlagzeile: **SUPERHELD STAN, DER MUTIGE RETTER: Großer Bruder entreißt Kleinkind den Fängen eines Löwen.** So was schafft man nicht alle Tage. Und es gäbe wirklich Unmengen von Pluspunkten. Da bräuchte ich vermutlich ein eigenes Zimmer nur für all die Punkte.

Ich nehme die Umgebung ins Visier und versuche, wie Liam zu denken. Liam zu *sein*.

Eine ohrenbetäubende Sirene reißt mich aus meinen Überlegungen.

Feueralarm? Luftangriff? Ausgebüxte Viecher?

Was auch immer es ist, mein kleiner Bruder steckt auf jeden Fall dahinter. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.



Kapitel 9

Habe ich es also geschafft, Liam vor dem sicheren Tod zu bewahren? Nein. *Natürlich* nicht.

Das hat jemand anderes übernommen – und mir so meinen großen Moment und die einzige Chance auf Rettung weggeschnappt. Ratet mal, wer.

Natürlich der jüngste Neuzugang in meinem tragischen Leben: der verdammte Brillenträger des Jahres, Asif höchstpersönlich. Er hat Liam entdeckt, wie er gerade versucht hat, im Flamingo-Becken auf einem Bein zu stehen. Und dabei scheiterte. Asif schlug Alarm und watete dann zu ihm hin. »Er hat Liam vor wilden Flamingos und seine Lungen vor dem verseuchten Wasser gerettet«, so Mama mit ihrem Sinn für Dramatik. So sind sie, diese Schriftsteller.

Lächerlich. Ich wette, nicht ein einziger Flamingo hat auch nur gewackelt. Und das Wasser war sowieso nur etwa 30 Zentimeter tief. Na ja, vielleicht auch 60. Aber Liam hat sein Schwimmbzeichen.

Viel Lärm um nichts, wenn ihr mich fragt. Was natürlich niemand tat.

Also war ich wieder der Buhmann, der »arme kleine Liam« wurde auf Papas Schultern gesetzt, und Asif wurde rundum als Held gefeiert. Es würde mich nicht wundern, wenn Mama schon ein Festessen und eine Lorbeerkrone für ihn plant, bevor wir auch nur aus dem Zoo raus sind.

Na ja, was habe ich erwartet? Ich bin nun mal Stanley Green, der Verfluchte.

Wer hätte gedacht, dass ich mal froh sein würde, wieder in dem Höllenbus zu sitzen? Sogar mit dem selbstgefälligen Wunderknaben Asif, der auf seinem Ehrenplatz strahlt und eine riesige Schokoladentafel als Belohnung hält.

Wer weiß, am Ende wäre ich in den Händen des Pflegers und des Zoo-Chefs vielleicht sogar sicherer als hier, eingesperrt mit müden, aber stark überzuckerten Klein-

kindern. Von Papas Fahrstil ganz zu schweigen. Ein Fluchtfahrer nach einem Banküberfall mit quietschenden Reifen und Vollgas ist nichts dagegen. Liam sieht aus, als würde er es genießen. Dem breiten Grinsen in seinem Gesicht nach zu urteilen, ist er sogar total begeistert.

Mama eher NICHT. Ihre Augenbrauen sind schon wieder in wilder Bewegung. Und sie sagt nicht, Papa solle aufhören zu rasen. Stattdessen kocht sie still vor Wut. Ihre Sprachlosigkeit ist kein gutes Zeichen. Zu Hause wird ihr genug einfallen, das ich mir dann anhören kann, das ist sicher. Papa ebenso. Vermutlich habe ich Hausarrest, bis ich achtzehn bin. Und das alles nur, weil dieser Musterschüler Asif mir meinen großen Moment gestohlen hat. Ich drehe mich um und versuche, ihm einen tödlichen Blick zuzuwerfen, aber er unterhält sich fröhlich mit Annabels Mutter, als hätte er keine Sorgen auf der Welt. Hat er ja auch nicht. *Noch nicht.*

Ich beiße die Zähne zusammen. Schließe meine Augen, ganz fest. Versuche, mich in eine andere Zeit und an einen anderen Ort zu teleportieren. (Man weiß ja nie.)

Mein Sitz wackelt und hüpf.

Von irgendwoher ertönt ein unterdrückter Schrei.

MOMENT ... Funktioniert es?? Fliege ich gerade durch Raum und Zeit?

In meinem Nacken spüre ich warmen Atem ...

Ich blinzle durch mein linkes Auge. Ist hier irgendwo ein wirbelnder Strudel? Oder ein Dinosaurier ... oder ein Drache ...?

Urghh. Falscher Alarm. Nur die gleichen alten, stinkenden Sitze, quengelnden Kleinkinder und der Geruch von Käse-Flips in der Luft. Keine Raum-Zeit-Verschiebung, nur Papa, der zu schnell über eine holprige Straße fährt.

Und ... *verdammt* noch mal.

Auch kein Monster mit feurigem Atem. Es ist Annabel. SCHON WIEDER.

Sie späht über die Rückenlehne meines Sitzes. Nur ihre besorgten blauen Augen und die Hälfte ihres goldenen Haarschopfes sind zu sehen. Sie verschwindet und landet gleich darauf auf dem Sitz neben mir. SCHON WIEDER. Ich schaue aus dem Fenster, für den Fall, dass sie es diesmal kapiert. Nur Verkehr, Häuser und der Hotdog-Stand am Straßenrand, wo wir angehalten

haben, damit Freddie Jones sich auf dem Weg zum Zoo übergeben konnte.

Ich weiß, was mich zu Hause erwartet. Und ich weiß, was mich bei Annabel erwartet: weitere offensichtliche Weisheiten, während ich mich zu Tode schäme. Oder sie versetzt mich in den Schlaf, mit einem Vortrag über seltene mongolische Schnecken oder so was. Das wäre mir lieber. Alles, um der Situation zu entkommen.

Sie schneidet komische Grimassen. Was ist los mit ihr? Hoffentlich übergibt sie sich nicht gleich auf mein Knie.

»Deine Tasche, Stanley! Sie bewegt sich!« Sie hat die Augen weit aufgerissen und stößt mich an. »SCHAU! Die – wackelt komisch hin und her.«

»Ja«, sage ich. »Wir sitzen im Bus.«

»Nein, es sieht aus, als würde sie sich *winden*. Und *zappeln*.«

Ich zucke mit den Schultern. »Vielleicht hat sich 'ne Schlange eingeschlichen«, sage ich.

Besonders nett ist das nicht von mir, aber ganz ehrlich ... Kann ich mich nicht mal in Ruhe in Selbstmitleid suhlen?

Zumindest ist mein Sitz wieder ruhig. Ich wende mei-

nen Blick von Annabel ab und starre auf meine Füße. Kapier's endlich, Goldmädchen. Hier gibt es nichts zu sehen.

MOMENT ...!!!

MEINE TASCHE!! Sie **ZITZERT**?!

Ich sehe Annabel direkt in die Augen.

»Da ist was drin!«, flüstere ich.

Sie nickt. Langsam. Und *sehr* ernst.

»Was, wenn es wirklich eine Schlange ist?«, krächze ich. Meine Stimme bleibt irgendwo hinten in meiner Kehle stecken. »Eine giftige aus dem tiefsten Afrika. Die ziemlich mies drauf ist, weil sie gefangen ist? Und vielleicht ist ihr übel. Und Platzangst hat sie auch.«

»Hol deine Mutter«, zischt sie. (Annabel, nicht die Schlange.) »Aber mach den Kleinen keine Angst.«

Von wegen »den Kleinen« – *ich* habe Angst. Und im Moment ist es völlig offen, was mir *mehr* Angst macht: eine giftige Schlange oder Mamas Reaktion auf eine weitere Krise in meinem Umfeld. Was auch immer in meiner Tasche ist, ich bin erledigt. Ohne Verteidigung. Ohne Gnade. Was man auch gut verstehen könnte, wenn da plötzlich eine Schlange rausspringt und ein oder zwei von den Kleinen verschlingt. Vor allem,

wenn einer davon Liam ist. Und das an seinem *Geburts-*
tag.

»Mama kann nicht helfen«, sage ich. »Schlangenphobie.« Das stimmt nicht. Meine Mama hat vor nichts Angst. Außer vor dem, was ich als Nächstes tun könnte.

»Dann dein Papa«, sagt Annabel, und ihr Zischen wird lauter. »Sag ihm, er soll den Bus anhalten! Das arme Tier könnte da drin ersticken.«

»Das ... das passiert sicher nicht«, sage ich, und mir wird mit einem Mal klar, dass ich in der Eile die Kordel oben nicht festgezogen habe.

Mein Magen wirbelt umher wie das Innere einer Waschmaschine und landet schließlich auf Höhe meiner Knie.

ICH HABE DIE KORDEL NICHT FESTGEZOGEN!!

»Bleib weg«, sage ich, eigentlich mehr zu mir selbst. Aber ich beuge mich trotzdem ein wenig vor und stupse die Tasche mit einer Zehe meines rechten Turnschuhs an. SEHR VORSICHTIG.

Jup. Da ist wirklich eine Fluchtluke in Schlangengröße oben an der Tasche. Schlange Sammy kann jederzeit rauskriechen und sich das gesamte menschliche Buffet im Bus schmecken lassen – mit mir als Vorspeise.

Warum tut sie es dann nicht?

»Die Tasche ist offen, Annabel«, sage ich und versuche, ruhig und sachlich zu klingen. Ich höre mich aber eher an wie eine Maus, deren Schwanz in einer Tür eingeklemmt ist. »Keiner erstickt hier.«

Stimmt, es sei denn, es reicht dazu schon, wenn man eine Panikattacke hat, wie ich gerade in diesem Moment.

»Nun, sie bewegt sich nicht mehr«, flüstert Annabel. »Sie ist vollkommen still, also ...«

Sie rückt ein kleines Stückchen von mir weg. »Andererseits habe ich gelesen, dass Giftschlangen ein paar Sekunden vor dem Angriff erstarren, weißt du? Um ihre Beute zu fixieren.«

Na, dann ist ja alles gut. Solange die niedliche kleine Schlange nicht erstickt! Wenn ich es wagen würde, den Blick von der Tasche abzuwenden, wäre jetzt ein besonders vernichtender Todesblick fällig. Im Ernst, das ist wohl kaum der Augenblick, um hier die Dschungelkönigin zu geben.

»Mach den Deckel zu«, sagt Annabel und stößt mir erneut ihren knöchigen Ellbogen in die Seite. »**Schnell**, los, Stan!!«

»Mach DU den Deckel zu«, zische ich durch zusammengebissene Zähne.

Ein Kreischen ertönt, und es folgt ein ohrenbetäubendes Zischen. Und für einen Moment glaube ich, dass alles vorbei ist und Sammy, die Schlange, ihre Zähne in mein Bein geschlagen hat, ohne dass ich es gemerkt habe. Was bedeutet, dass ich erledigt bin und vermutlich auf direktem Wege in eine besondere Hölle fahre, die für ungezogene Kinder vorgesehen ist.

Ein plötzliches lautes **HUPEN**. Annabel und ich hüpfen hoch in die Luft; die Schreie der Kinder um uns herum erreichen eine neue Dimension der Lautstärke.

DIE TASCHE WACKELT. KIPPT ...

UND LANDET AUF DER SEITE ...!

Wir pressen die Hände vor den Mund. Jetzt ist es um uns geschehen. Durch das Fenster neben mir huscht Ronald McDonald in seiner ganzen gruseligen, grinenden Pracht vorbei. Als letztes Bild vor meinem Tod hätte ich mir eher seinen Double Bacon Cheeseburger gewünscht. Mit großer Portion Pommes.

»Niemand rührt sich«, murmele ich hinter meiner Hand. Völlig unnötig. Denn jetzt sind Annabel und ich wie erstarrt.

Es raschelt in der Tüte. In der Öffnung glitzert etwas. Ein Auge. Schwarz wie die Nacht, unbeweglich.

Ich zeige darauf. »Schhhhhau«, piepse ich, »es starrt mich an ... Sie k-k-kommt ...«

Ich schaffe es, kurz einen Blick auf Annabel zu werfen, deren Augen jetzt so groß wie Untertassen sind. »Schwarze Schlangenaugen. Das ist echt nicht gut, oder?«

Sie schweigt. Komm schon, du Schlaubergerin, wenn wir je einen deiner neunmalklugen Vorträge gebrauchen konnten, dann jetzt.

Sie schüttelt den Kopf.

Das war's dann wohl. Ich habe meinen letzten Triple-Cheeseburger gegessen. Mit oder ohne Pommes. Tragisch.

Dann mach schnell, Sammy. Lass mich wenigstens abtreten wie ein edler Held. Gelassen, von allen beweint, während im Hintergrund Geigenmusik anschwillt.

Keine Chance. »Die Räder vom Bus« läuft schon wieder, und irgendjemand in der Nähe braucht definitiv eine neue Windel. Ich bereite mich auf meine letzten Augenblicke vor, die Augen (und die Nase) fest zusammengepresst.

Nichts passiert. *Gar nichts.*

Noch mehr Rascheln.

Ein Stoß in meine Rippen. Das war's dann wohl. Auf Wiedersehen, Welt ...

Noch ein Stoß. »Stanley. STAN! Wach auf!«

Denkt Annabel etwa, ich schlafe? *Ernsthaft?*

Jetzt rüttelt sie an meiner Schulter. »SCHAU, Stanley. SCHAU!!«

Ich wage es, ein Auge zu öffnen, und erhasche einen Blick auf eine dunkle Gestalt. An meinem Knöchel spüre ich das Piksen eines Schnabels.

MOMENT. Schlangen haben keine Schnäbel. Das weiß sogar ich.

Jetzt springt auch mein anderes Auge auf.

Das ist keine Schlange!

»OMG, Stanley Green!« Annabel prustet mir ins Ohr. »Du hast doch tatsächlich einen PINGUIN entführt!!«



Kapitel 10

»Mission erfüllt!«, denkt ihr jetzt vermutlich. »JUHU, Stanley, du hast es geschafft!! Dein Plan war so genial, dass er funktioniert hat, ohne dass du einen Finger rühren musstest. Geschweige denn einen Pinguin.«

Nun, das stimmt wohl.

Aber wenn ihr euch diesen schlanken, sportlichen Vogel vorstellt, gekleidet in elegantem Schwarz-Weiß wie für eine besonders schicke Party, und mich, wie ich von einem Ohr zum anderen grinse, weil ich so schlau bin – und kurz davor, ein Schwimm-Superstar zu werden – dann falsch gedacht. Wir reden hier immer noch von *mir*, Stanley Green. Selbst wenn alles gut läuft, läuft gleichzeitig auch alles schief.

Tierexpertin Annabel hat auf jeden Fall recht. Welch

Überraschung. Unser blinder Passagier ist definitiv ein Pinguin (welcher Art genau, ist noch unklar). Aber was selbst ein Anfänger wie ich erkennt: Dies ist ein BABY-Pinguin. Sein runder kleiner Körper ist mit schwarz-braunem Flaum bedeckt, als würde er einen Teddy-Strampler tragen. Auf seinem weißen Brustfell sind vereinzelte Sommersprossen verteilt. Und er sieht aus, als hätte er die Perücke seines Opas auf dem Kopf. Verkehrt herum.

So viel zu meiner Erforschung ihrer Schwimmkünste. Bis ihnen richtige Federn wachsen, können Pinguinbabys nicht schwimmen. Im Übrigen nennt man sie eigentlich Küken. (Ja, ich habe wirklich recherchiert. Wenigstens ein bisschen.)

Schlimmer noch: Dieses Küken versucht gerade mit aller Kraft, seinen Kopf ins Hosenbein meiner weiten Jeans zu stecken. Und ich weiß auch, *warum*. Google-Bilder blitzen vor meinem inneren Auge auf: männliche Pinguine, die ihre Babys auf ihre großen, flachen Füße schieben und sie dort unter einer Art pelziger Bauchfalte tragen, damit sie sicher und warm sind, während Mama Pinguin loszieht, um Fisch auf den Tisch zu bringen.

Denkt dieser Pinguin etwa, ich sei sein *Papa*?

»Das arme Ding«, zischt Annabel durch ihre strahlend weißen Zähne, »es hat schreckliche Angst.« Sie wirft mir einen vernichtenden Blick zu: Stanley Green, Kindesentführer. »Wie konntest du das nur zulassen?«

»Das habe ich nicht«, zische ich. »Na ja, jedenfalls nicht absichtlich.«

»Dann musst du ihn zurück in den Zoo bringen!«

Ach, tatsächlich? Und ich dachte, ich stopfe ihn einfach zu Omas Wellensittich, und keiner merkt was.

»Sofort, Stan! Er *leidet*!«

Ja. Er ist nicht der Einzige.

»Ich weiß. Ich weiß, Annabel! Lass mich nur *kurz* nachdenken, okay? Ich brauche einen Plan.«

Okay, ich habe nachgedacht.

Aber mir fällt nichts ein. Kein Plan in Sicht. Zumindest keiner, bei dem ich nicht wie die Lemuren hinter Gittern lande. Oder vom Tierpfleger in die Bärengrube geworfen werde. Wer kauft mir schon die (wahre) Geschichte vom ›zufälligen blinden Passagier‹ ab, wenn der ›gemeingefährliche Rabauke‹ Stanley Green mit einem Pinguin unterm Arm auftaucht? Keiner, so viel ist mal klar. Und um ehrlich zu sein, noch so ein toller

Plan von mir ist wahrscheinlich das Letzte, was wir jetzt brauchen. Mein neuer Pinguin-Nachwuchs und ich.

»Ich habe Hausarrest«, sage ich. »Für immer, nach dem Gesichtsausdruck von Mama und Papa zu urteilen, bevor Liam mir eine Gnadenfrist verschafft hat.«

»Aber sicher nicht, wenn sie sehen, was passiert ist. Oder noch nicht. Erst mal werden sie dich zurück zum Zoo schleppen – damit du dich für deine Taten entschuldigen kannst. Das würden meine Eltern jedenfalls tun«, sagt Annabel mit einem entschlossenen Nicken.

Als ob sie davon Ahnung hätte. Ich wette, die Gute hat in ihrem ganzen Leben noch nie einen Fehler gemacht.

»Lass das mal mein Problem sein, okay?«, sage ich, ohne die geringste Ahnung, was das genau heißen soll. Eins ist aber sicher: Auf keinen Fall beichte ich meinen Eltern irgendwas. Es gibt Schlimmeres als ewigen Hausarrest, glaubt mir. Ich hätte da eine Liste. Schwimmunterricht stünde ganz oben. Nein. Streicht das. Dem Tierpfleger noch mal gegenüberzustehen, käme knapp auf den ersten Platz.

»Stanley, du kannst nicht einfach ...«

Zum Glück werde ich nie erfahren, was Annabel sagen wollte, denn ein ohrenbetäubendes Quietschen

der Bremsen verstopft meine Ohren. Der Bus kommt ruckelnd zum Stehen, und alle erheben sich von ihren Plätzen.

»Wir sind da!«, verkündet Papa vom Fahrersitz aus und klingt dabei, als käme er gerade aus dem Krieg zurück.

Verflixt. Das hatte ich völlig aus den Augen verloren. Und jetzt war meine Zeit zum Nachdenken auch schon vorbei.

Um uns herum beginnt der Wirbel aus Kleinkindern und Eltern erneut ... und auf meinen Füßen sitzt ein Pinguin. HILFE.

Ich schnappe mir meinen Mantel und werfe ihn über den blinden Passagier, der als Reaktion glücklicherweise seinen Kopf aus meiner Hose zieht.

Ups.

Mein Mantel ist nicht rosa.

Und ich habe ihn gar nicht dabei.

»Entschuldige, Annabel«, sage ich zu ihr. »Ich dachte, es wäre meiner.«

»Der Mantel ist brandneu!« Annabel starrt mich ungläubig an und stellt ihn sich wahrscheinlich gerade verziert mit getrockneter Pinguinkacke vor.

»Stanley! Raus aus dem Bus, los. Keine Ausreden. Sofort. Ins Haus, bitte.« Mama. Sie steht über mir und ihre Augenbrauen machen wieder ihr Ding.

»Entschuldige, Annabel, Schatz«, sagt sie und lässt die Augenbrauen ein wenig sinken, »aber Stan hat einiges zu erklären.«

»Und ich muss auch sofort pinkeln«, fügt Liam hinzu und hüpfte auf gekreuzten Beinen, um das zu verdeutlichen. **Sofort.**

»Beeilung, Stan«, sagt Mama mit einem besorgten Blick auf Liam, der es in dieser Angelegenheit IMMER ernst meint.

»Und pass auf Annabels Mantel auf, Stanley«, sagt Mama und ignoriert Liams verzweifeltes Ziehen an ihrem Arm. »Da auf dem Boden. Gib ihn ihr, bevor du drauf rumtrampelst.«

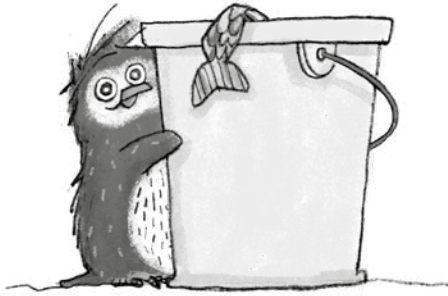
Also gebe ich ihn ihr. Mit Pinguin. Was hätte ich sonst tun sollen?

»Entschuldige«, forme ich lautlos mit den Lippen. »Entschuldige. Ich rufe dich an ... wegen der Schulsache und ... allem ...«

Mama treibt uns den Gang hinunter und lässt Annabel zurück, die wie ein (ziemlich hübscher) Goldfisch

mit offenem Mund dasteht und ein rosa Bündel in den Armen hält.

Und einfach so wird Annabel Lawrence, »Madame Perfekt«, zur Komplizin bei der Entführung eines Pinguins.



Kapitel 11

Es ist schlimmer, als ich dachte.

Nicht nur, dass ich Hausarrest habe – auf unbestimmte Zeit, was doch bestimmt gegen irgendein Menschenrecht verstößt –, sondern ich muss morgen den ganzen Tag auf Oma aufpassen, während Papa arbeitet und Mama nach London fährt, um sich mit ihrer Lektorin zu treffen. Je nachdem, wie *das* läuft, reden wir vielleicht noch mal über meine Strafe. Oder ... an die anderen Optionen will ich gar nicht denken.

Wir sind seit genau zwei Stunden, acht Minuten und dreißig Sekunden zu Hause, und Annabel hat schon VIERMAL angerufen. Ich schwöre, das Klingeln klang jedes Mal wütender. Aber mir ist jede Form von Spaß oder auch nur der geringste Kontakt zur Außenwelt

strikt verboten, also kann ich nicht mit ihr sprechen. Zum Abendessen bekomme ich vermutlich Brot und Wasser. Oder Haferbrei.

»Was um alles in der Welt sollen diese vielen Anrufe, Stanley?«, fragt Papa. »Du hast doch hoffentlich nicht auch noch Annabel verärgert?«

»Annabel ist seine Freundin«, verkündet Liam, während er mir mit einem Seifenblasenstab vor dem Gesicht herumwedelt und eine schiefe Seifenblase auf meiner Nase platzen lässt. »Die werden heiraten.«

Ein erschreckender Gedanke. Aber weiter im Text ...

»Es geht bestimmt um unser Schulprojekt, Papa«, sage ich. »Wir sollen doch gemeinsam daran arbeiten, weißt du noch? Über Vögel und ... so weiter.«

»Pinguine!«, ruft Liam. »Über *Pinguine*, oder, Stanley? Du hast heute ein paar echten die Flosse gegeben – und all meine Brotkanten an sie verfüttert, obwohl ich gesagt hab, du sollst das lassen.«

Halt die Klappe, Liam. Sofort.

Ich versuche, gleichermaßen amüsiert wie genervt zu schauen, wie immer, wenn Liam eine seiner Geschichten erzählt.

»Das stimmt gar nicht, Papa«, sage ich. »Ich habe sie

selbst verputzt. Du kennst mich doch. Ich hab *immer* Hunger.«

»Ich kenne dich in der Tat, Stanley«, sagt Papa, wobei sich sein Gesicht vom Kinn aufwärts rot färbt. »Also hör endlich auf, dich von Annabel durch die Schularbeiten schleppen zu lassen, und mach mal selbst etwas.«

Er nickt in Richtung der Zimmerecke, wo Billy, der Wellensittich, in seinem Käfig mit Lichtgeschwindigkeit eine riesige Portion Hirse verschlingt, ohne etwas von dem Drama mitzubekommen. In meinem nächsten Leben will ich als Wellensittich wiedergeboren werden.

»Du willst Vögel studieren«, sagt Papa und sieht gefährlich selbstzufrieden aus, »da ist schon einer. Du schreibst deinen Aufsatz einfach über Billy – also, über Wellensittiche. Und damit basta. Morgen hast du den ganzen Tag Zeit mit Oma. Sie kann dir helfen.«

Gerade als ich dachte, es könnte nicht noch schlimmer kommen.

Ein Projekt über den Wellensittich meiner Oma! Ich werde zum Gespött der Klasse. Schon wieder!

»Aber wir müssen eine Präsentation halten«, sage ich. »Zu zweit. Es ist Annabel gegenüber nicht fair, wenn ich jetzt aussteige.«

Ja, ich weiß. Das stimmt nicht – wir haben nie zusammen an diesem blöden Projekt gearbeitet. Aber wir haben definitiv eins vor uns: »**DAS GROSSE PINGUIN-HEIMBRING-PROJEKT.**« Und da geht es um Leben und Tod. Für mich, nicht für den Pinguin. Dem passiert nichts. Dafür Sorge ich schon.

»So ist das, wenn du dich unverantwortlich verhältst, Stanley«, sagt Papa. »Du enttäuschst andere genauso wie dich selbst.«

Du meine Güte, stecke ich in der Klemme. Papa hat schon wieder diesen Erziehungsratgeber gelesen. Aber am meisten fürchte ich den Zorn von Annabel, meiner unfreiwilligen Komplizin. Und die Enttäuschung, die ich im Bus in ihrem Gesicht erkannt habe.

Wenn ich gerade niedergeschlagen wirke, dann weil ich es bin. Ganz ehrlich. Ich habe das alles nicht gewollt. Ich wollte dieses Baby nicht aus seinem Zuhause reißen, ich wollte Annabel – oder irgendjemanden sonst – nicht in meinen dummen Plan hineinziehen. Wie gern gäbe ich Arnie Mason die Schuld. Und/oder Großonkel Frank. Aber das geht nicht. Nicht dieses Mal. Das ist mein ganz eigener Schlamassel. Stanley Green, wie er leibt und lebt.

Also muss Stanley Green das wieder in Ordnung bringen. Irgendwie.

Bevor ich eine ehrliche Entschuldigung aussprechen kann, kommt Papa mir ungewollt zu Hilfe.

»Du kannst von mir aus Annabel zurückrufen und es ihr erklären. Übernimm die Verantwortung. Verhalte dich wie ein Erwachsener.«

Ich nicke tapfer. »Das mache ich.«

Ich meine, das ist eigentlich nur fair, wenn man mal darüber nachdenkt. Selbst erwachsene Verbrecher dürfen einen Anruf tätigen, wenn sie verhaftet werden. Und genau das ist mir auch passiert – eingesperrt mit Oma, einem Piepmatz, der Welt des Nachmittagsfernsehprogramms und unzähligen Sprüchen aus Kriegszeiten.

Ich gehe zum Telefon, scheuche Liam aus dem Flur und wappne mich, dass ich von Annabel gleich was zu hören bekomme. Die Frage ist nur: Was soll ich ihr sagen? Ich habe keinen Plan, und »Übrigens, du bist auf dich allein gestellt. Ich habe Hausarrest mit einem dämlichen Wellensittich und einer Oma, die in der Vergangenheit hängengeblieben ist« wird wohl nicht gut ankommen, vermute ich. Sich »wie ein Erwachsener« zu verhalten, ist kniffliger, als ich dachte.

Ich werde die ersten fünf Minuten unseres Telefonats überspringen. Sagen wir einfach, wenn es möglich wäre, mit der Stimme wildes rotes Gekritzel zu machen, dann hätte Annabel genau das getan. LAUTES rotes Gekritzel direkt in mein rechtes Ohr.

Im Wesentlichen meinte sie, ich solle **gefälligst SOFORT kommen und MEINEN Pinguin abholen**. Sie behält ihn keine Minute länger, weil er das neue Sommerhaus vollkackt, und als einzige Ausrede fallen ihr irgendwelche Riesentauben ein, die dort eine Party gefeiert hätten. Auf keinen Fall kann er über Nacht bleiben. Auf **KEINEN** Fall darf er in ihr Zimmer.

Auf **KEINEN FALL** sollte sie ihre Eltern anlügen müssen – zum **ERSTEN MAL ÜBERHAUPT**, und das meinetwegen.

Schlimmer noch: Der Pinguin weigert sich sogar, den feinen schottischen Lachs zu essen, den ihre Mutter gekauft hat, um Lady Esmerelda zu beeindrucken (wen??!!). Und im Übrigen wird ihre Mutter an die Decke gehen, wenn sie herausfindet, dass der Lachs weg ist, und sie wird vermutlich die Katze, die sie gerade erst aus dem Tierheim geholt haben, wieder zurückbringen.

Noch schlimmer: Das Einzige, was beim Pinguin auch nur einen Funken Interesse geweckt hat, sind die preisgekrönten Koi-Karpfen ihres Vaters im Gartenteich. Und die sind ein VERMÖGEN wert.

Ah. Ich kann ihren Standpunkt gut verstehen. Und es tut mir jetzt *echt* noch viel mehr leid als vor meinem Anruf. Abgesehen davon brennt mein Ohr, als hätte ein Skorpion daran geknabbert.

»Um es zusammenzufassen«, sage ich, als sie kurz Atem holt, »wenn ich nicht innerhalb einer halben Stunde bei dir bin, rufst du den Zoo an. Und die Polizei. Und erzählst deinen Eltern, dass Stanley Green dich zu Verbrechen und Tierquälerei angestiftet hat.«

»Genau«, sagt Annabel.

Ein bisschen übertrieben. Aber aus irgendeinem Grund gefällt mir diese neue stürmische Art an ihr ganz gut.

Nun bin ich erst mal dran ...

Ich gestehe ihr, dass ich auf absehbare Zeit hier festsitze, um mich um Oma und einen Wellensittich zu kümmern, der den ganzen Tag versucht, sein eigenes Spiegelbild zu beeindrucken.

Annabel rastet **VÖLLIG** aus, und ich überlege mir das mit der stürmischen Art noch mal.

»Na ja, der Zoo schließt sowieso in einer halben Stunde«, sage ich, als sie Atem holt, »also selbst wenn ich Pogo in Mamas Fahrradkorb stecke und wir wie E.T., das Alien, dorthin fliegen, schaffen wir es nicht rechtzeitig.«

Das hat nicht die beruhigende Wirkung, die ich mir erhoffe. (Und dass ich den Pinguin Pogo getauft habe, scheint ihr auch egal zu sein.)

Es ertönt das Geräusch wütenden Tippens.

»Der verdammte Zoo ist morgen auch den ganzen Tag geschlossen«, zischt Annabel. »NA, PERFEKT! Dringende Reparaturen am Gebäude, laut der Website.«

Das ist bestimmt Liams Werk. Die Nummer mit den Flamingos war wahrscheinlich nur eine Ablenkung von seinem eigentlichen Plan. Ich könnte fast stolz sein.

MOMENT – DAS IST PERFEKT!! Und plötzlich habe ich *doch* einen Plan.

»Warte, bis du das hörst, Annabel«, sage ich. »Das ist absolut *genial*.«



Kapitel 12

Also, hier ist er, mein genialer Plan:

- 1) Ich warte, bis Oma nach dem Mittagessen einschläft.
(Das wird sie. Absolut sicher. Sie nickt schon ein, sobald die Titelmelodie ihrer Trödelshow erklingt. Ich meine, wer würde das nicht? Außerdem lässt Mama uns Teller mit Braten zum Aufwärmen da, und ich werde Oma meine Klöße geben, zusätzlich zu ihren eigenen. Vier von Mamas Klößen würden selbst ein Nashorn ins Koma versetzen.)
- 2) Ich richte mein Bett so her, dass es aussieht, als hätte ich mich eingekuschelt und wäre schon eingeschlafen.
(Nach all dem Stress – und der Langeweile – könnte

Papa mir das vielleicht abkaufen, wenn er meine Gefangenschaft kontrolliert. Das ist der riskanteste Teil des Plans. Obwohl, nein. Annabel zu bitten, Pogo über Nacht und bis Sonntagnachmittag bei sich zu behalten, ist EXTREM riskant. Ich bin mir nicht sicher, wer hier in größerer Gefahr ist, ich oder die Koi-Karpfen. Wir werden sehen.)

- 3) Ich leihe mir Mamas Fahrrad und verstaue Pogo im Korb, ordentlich getarnt. (Wie bei E.T., ihr erinnert euch?) Rocket hat leider keinen Korb, falls ihr euch das fragt.
- 4) Ich trete wie verrückt in die Pedale und fahre zum Zoo. Keine Ahnung, wie lange das dauern wird, aber ich nehme Verpflegung mit: zermanschte Sardinen für Pogo und für mich einen Schokoriegel. Der besteht zur Hälfte aus Zucker, was mich für ein paar Stunden in einen olympischen Radrennfahrer verwandeln dürfte. Laut Mama fallen mir davon außerdem alle Zähne aus, und ich werde nicht mehr schlafen können, bis ich mindestens achtzehn bin, aber was soll's. Ich bin Risiken gewohnt.

- 5) Ich warte und halte Ausschau, bis die Bauarbeiter mit ihrem weißen Transporter durchs Tor fahren. Alle Bauarbeiter haben einen weißen Transporter. Das ist quasi Gesetz. Und sie brauchen ewig für alles, also bleibt mir reichlich Zeit, unbemerkt durchzuschlüpfen, bevor jemand das Tor hinter ihnen zumacht.
- 6) Ich schleiche mit Pogo zurück zum Pinguingehege und werfe ihn über die Mauer, damit er wieder bei seiner Mama ist.
- 7) Der nächste Teil ist etwas unklar, da ich durch ein zweieinhalb Meter hohes – und verschlossenes – Tor muss. Mit Suchscheinwerfern und Stacheldraht obendrauf, so weit ich weiß.

Ich denke drüber nach.

Jetzt habe ich drüber nachgedacht.

Und mir ist nichts eingefallen. Gar nichts. Na ja, dann überlege ich mir diesen Teil eben, wenn ich dort bin.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich Annabel mit meinem Genie für mich gewonnen habe. Na ja, sie hat

zwar zwischendurch aufgelegt, aber ich habe im Hintergrund ihre Mutter gehört, die nach ihr rief. Und da hört jemand wie Annabel natürlich sofort brav auf zu telefonieren. Oder sie hat unsere Spuren verwischt. Ich meine, was sollte sie sonst tun? Vor meiner Haustür auftauchen, mit Pogo unter dem Arm und einem »Rettet die Koi-Karpfen«-Plakat in der Hand?

SCHLUCK. Genau so etwas würde sie tun.

Um ehrlich zu sein, bekomme ich schon jetzt kalte Füße bei diesem ganzen Plan. Richtig kalte Füße. Meine größte Angst sind aber nicht etwa fünfzig »verschwundene« Koi-Karpfen, der Zorn von Annabel Lawrence oder gar eine Verhaftung wegen Einbruchs im Zoo. Nein. Es ist die Angst, von Arnie Mason entdeckt zu werden, während ich auf einem babyblauen Fahrrad mit einem »Oma«-Korb vorne und Gänseblümchen am Rahmen fahre. Lieber würde ich mich mit dem Tierpfleger in einem Raum einschließen lassen, als Arnie und seiner Bande so viele kreative Vorlagen zu bieten.

Na ja. Wenn nicht vorher ein Erdbeben kommt, hast du keine andere Wahl, Stanley Green. Also hol deinen inneren Wolf wieder raus, und bring es hinter dich.

Oma taucht auf und sieht mich aus der Kapuze ihres

Morgenmantels an wie eine böse Disney-Königin. Sie grinst, reicht mir eine Tasse heiße Schokolade und einen roten Apfel aus ihrer Tasche. Seht ihr, was ich meine?

»Hier, bitte, mein Junge«, sagt sie. »Kopf hoch. Morgen ist auch noch ein Tag.«

Sie schlurft zurück ins Wohnzimmer, um irgendeinen »orangefarbenen Typen« im Fernsehen anzuschreien, und mein Plan mit den Koma-Klößen kommt mir plötzlich gar nicht mehr so lustig vor. Meine liebe, gute Oma. Wie konnte ich nur?

Aber sie isst nun mal wirklich zu gern.



Kapitel 13

Ich nippe an Omas heißer Schokolade und beobachte durch mein Zimmerfenster, wie sich der Himmel rosa färbt. Ein roter Himmel am Abend ist laut Oma ein gutes Omen. Zumindest für Schäfer. Ich hoffe sehr, dass das zufällig auch für Pinguinretter gilt.

Die tief stehende Sonne reflektiert an unserem Gartentor. **Oh nein.** Asif. Was ist denn nun wieder?

Wie kann ihm nicht klar sein, dass ich im Moment selbst diese giftige afrikanische Schlange lieber in meinem Garten hätte als ihn?

Er schaut auf, entdeckt mich und hält einen Korb hoch – einen Picknickkorb, wie den von Mama. Sollten nicht eigentlich eher wir unsere neuen Nachbarn begrüßen?

Er starrt zu mir hoch, seine runden Brillengläser blitzen auf wie ein Alarmzeichen. Ich bekomme ein ungutes Gefühl. Eine Vorahnung. Er darf AUF KEINEN FALL an der Tür klingeln.

»WARTE. WARTE DORT«, sage ich betont deutlich, damit er es durch das Glas erkennt. »ICH KOMME.«

Ich stürme in meinen Socken die Treppe hinunter, vorbei am Wohnzimmer und aus der Tür, ohne dass es jemand bemerkt. Um ehrlich zu sein, sind Mama und Papa nach dem heutigen Tag so fertig, dass sie sich höchstens bei einem Erdbeben von der Stelle rühren würden. Oder für kostenlose Pizza. So eine Erfahrung kann einem schon mal zu schaffen machen.

»Was«, sage ich und picke winzige Kieselsteine aus meiner rechten Socke.

Asif sagt kein Wort, hebt nur eine Seite des Korbdeckels an.

Dieses schwarze Knopfauge würde ich überall erkennen. Pogo.

»Annabel hat ihn mir gegeben«, flüstert er.

Na ja, klar. Ich dachte mir schon, dass Pogo nicht aus eigener Kraft in den Korb gehüpft und hergekommen ist.

»Ach, wirklich?«, sage ich.

Asifs Augen werden immer kugelrunder. »Annabel ist sauer auf dich, Stanley! Richtig sauer. Sie wär dir fast die Tür eingerannt. Wie so ein Cartoon-Stier, dem Dampf aus den Nüstern kommt.«

»Okay, okay, schon klar. Beruhige dich, Asif.« Was weiß er? Welche Version der Wahrheit?

Ich zucke mit den Schultern. »So ist Annabel eben«, sage ich. »Sie liebt das Drama.«

Asif starrt mich an. Blinzelt.

Enttäuscht. Jetzt schon. Und er hat mich gerade erst kennengelernt.

»Sie wollte es tun«, sagt er. »Deine Tür einrennen. Und sie hat irgendein wirres Zeug über einen Mann und eine Maus und japanische Karpfen erzählt – und einen Wellensittich, was seltsam war, weil das hier ja ein Pinguin ist, und, na ja, jedenfalls habe ich gesagt, ich würde ihn dir zurückbringen, weil ...« Er hält mir den Korb hin – »na ja, weil du schon in SOOOOO großen Schwierigkeiten steckst.«

Also rettet mich Asif, der Wunderknabe, zweimal an einem Tag. Typisch mein Glück. Der strahlende Held direkt nebenan und die unmöglich perfekte Annabel im Nacken.

Ich zwinge mich zu einem Lächeln. »Danke«, murmle ich und klemme mir Korb und blinden Passagier unter den Arm. Er ist viel schwerer als vorher. Tut mir leid, Koi-Karpfen. Ich wusste nicht, dass ich eine Fressmaschine entführt habe.

Aus dem Korb dringen gedämpfte Geräusche.

»Er hat Angst«, sagt Asif.

Da ist er nicht der Einzige.

»Annabel sagt, du musst mit ihm reden und ihn beruhigen, sonst macht er einen Aufstand«, erklärt Asif mit einem Nicken Richtung Korb und wartet.

Ich hebe die Klappe an, beuge mich ein wenig vor. »Hi«, flüstere ich. »Kennst du mich noch?«

Pogo reißt den Schnabel weit auf und legt ordentlich an Lautstärke zu. Heftigster Fischgeruch steigt mir in die Nase. Ich schlage den Deckel schnell wieder zu. Wie genau soll ich diese stinkende Fressmaschine in Vogelgestalt bis morgen verstecken?

Komm schon, Stan. *Wenn du ein Problem hast, brauchst du einen Plan*, weißt du noch?

Genau. Man sieht ja, was Pläne dir bisher gebracht haben, du Genie.

Mein Kopf fühlt sich an, als würden in seinem Innern

wilde Nashörner kämpfen und versuchen, sich gegenseitig in Grund und Boden zu stampfen. Was mir in etwa vermutlich auch blüht, sollten meine Eltern auch nur im Entferntesten ahnen, in ihrem Haus könnte sich ein entführter Pinguin befinden.

»Ich hab das hier mitgebracht«, sagt Asif und zieht eine zerdrückte McDonald's-Schachtel aus seiner Tasche. »Meine Schwester mag nur das Brötchen und den Käse, also ...« Er hält sie mir hin. »Ein Fishmác. Von McDonald's. Ich hab die Sauce abgekratzt.«

»Danke«, quetsche ich hinter zusammengebissenen Zähnen hervor. »Glaube ich.« Ich greife zu und schiebe das matschige Sandwich in den Korb. Ein ziemlicher Absturz nach dem exotischen Karpfen, aber vielleicht hält es Pogo lange genug ruhig, damit ich ihn an Mama und Papa vorbeismuggeln kann.

»Aber«, sagt Asif, »ich bezweifle, dass *dein* Pinguin das frisst. Ich glaube, das ist ein Felsenpinguin. Die ernähren sich hauptsächlich von Schalentieren. Und, na ja, die Eltern zerkleinern das für sie, kauen es durch und spucken es dann in ihre kleinen Schnäbel. Aber Annabel meint, es wär ein Brill – äh, ein Brillenpinguin. Ich halte das aber für ziemlich unwahrscheinlich, denn

Mrs. O'Leary, meine Lehrerin an der alten Schule, sagt, sie sind ziemlich selten und an heißes Klima gewöhnt, also würden sie hier wahrscheinlich sterben. Meine Mutter sagt, in England zu leben, ist wie in einem undichten Kühlschranks zu wohnen. Also ...«

Ich starre ihn an. Oh mein Gott. Helft mir. Mein neuer Klassenkamerad ist ein lebender Sprachassistent. Als ob Annabel nicht schon genug wäre. Felsenpinguine? Brillen? Was redet der jetzt schon wieder? Ich frage nicht nach. Er stand für einen Tag schon genug im Mittelpunkt. Außerdem: irgendwelche Fakten runterrattern kann jeder.

Asif redet munter weiter. »Annabels Karpfen waren eigentlich nicht in Gefahr«, sagt er, wobei sich seine Worte geradezu überschlagen. Er blinzelt jetzt zweimal pro Sekunde. »Ich würde sagen, sie hat übertrieben. Diese Fische wären kaum eine bevorzugte Mahlzeit für diese Pinguinart. Vor allem nicht für ein Küken. Es ist noch nicht alt genug, um zu schwimmen. Du musst wissen ...«

Annabel? Übertreibt? Wer hätte das gedacht?

Aber ... »bevorzugte Mahlzeit«? Meine Güte, er hat sich wohl zu viele Kochsendungen reingezogen. Beunruhigend.

WARTET: HILFE ...!

Das Licht im Flur ist gerade angegangen: Mein Fluchtweg zur Treppe ist in Gefahr. Jetzt bin ich dran mit dem schnellen Blinzeln.

»Ich weiß das, danke, Asif«, sage ich. Glatt gelogen. Aber ich sehe bei ihm keinen Ausschalter, und meine Zeit rinnt davon, während ich immer noch KEINEN PLAN habe.

Asif, der gerade in Fahrt gekommen war, wirft mir einen Blick zu wie ein verletztes Reh.

»Das ist mein Projekt«, sage ich. »Pinguine. Für die Schule? Ich hab dafür ohne Ende recherchiert.«

Asif nickt wieder. Er hört gar nicht mehr auf.

»Also dann, gute Nacht, Asif«, sage ich, in der Hoffnung, er versteht den Wink.

Das tut er nicht, aber ich drehe mich trotzdem um und gehe. Ich würde mich nicht wundern, wenn er morgen früh noch immer dasteht ...

»Annabel hat gesagt, sie begleitet dich – in den Zoo. Um sicherzugehen, dass du auch wirklich gehst«, flüstert er laut.

Nicht, wenn ich es verhindern kann, das ist sicher. Ich tue so, als hätte ich nichts gehört.

Jetzt muss ich nur noch mit einem Pinguin im Korb durch die Haustür schleichen, ohne dass mich jemand bemerkt. Ein Kinderspiel, oder?

Die Tür gibt exakt das schrille Quietschen von sich, das sie immer dann macht, wenn ich unbemerkt bleiben will. Wirklich, selbst die Türen sind in diesem Haus gegen mich. Diese hier ist eine größere Petze als Liam.

Aber, JUHUUU – ich habe Glück. Ausnahmsweise. Im Wohnzimmer hat Papa einen seiner Niesanfälle. Verlässliche vier heftige Explosionen, fast so laut wie sein Schnarchen, das locker die Dachziegel wackeln lässt. Und das soll kein Scherz sein.

Puh. Gerettet. Vorerst ...

Jetzt ist der Moment, einen 1-A-Spiderman zu geben und zur Treppe zu schleichen.

Falsch. Jetzt ist der Moment für Pogo, wie ein Huhn zu gackern! Ja, echtes Gackern, kein Witz.

Aber ich habe offenbar schon wieder Glück. Ein lautes Klopfen ertönt – und Mamas Stimme. Und dann Asifs Stimme ...

WAS?!?! Die RATTE!!! Er verpetzt mich tatsächlich! Ich erstarre und halte den Atem an – solange ich noch welchen habe. Plan schon mal deine Beerdigung,

Stanley. Sie haben dich. Was für ein trauriges, kurzes Leben ...

Aber Moment ... Was ist *das*? Milch? Asif fragt, ob er sich etwas Milch borgen kann? Soll das tatsächlich eine Ablenkung sein? Hilft Asif mir etwa ... absichtlich?

Ernsthaft? Na dann ... Renn um dein Leben, Stan!

Hat sich was mit Spiderman. Ich poltere eher wie Oma nach ein paar Schnäpsen zu viel die Treppe hinauf. Auf Zehenspitzen, was mit meinen Füßen nicht gerade einfach ist. Aber pure Angst bewirkt Erstaunliches.

PUH. Ich hab's bis zum Treppenabsatz geschafft. Das Badezimmer ist frei, die Tür steht weit offen, also wird auch niemand plötzlich herausspringen.

Die Luft ist rein. Pogo hat aufgehört zu gackern. Oder vielleicht höre ich ihn einfach nicht, weil mein Herzschlag lauter ist als ein Presslufthammer. Ich weiß nicht recht, ob das gut ist. Vielleicht sterbe ich tatsächlich, genau hier, auf frischer Tat ertappt mit einem illegalen Pinguin. Als Nächstes kommt bestimmt Großonkel Frank aus dem Licht auf mich zu, Enttäuschung in seinem fahlen Gespenstergesicht.

Bitte lass es nicht so enden ...

Reiß dich zusammen, Stanley. Nur noch ein paar

Schritte – vorbei an Liams Zimmer, und wir sind sicher in meinem Zimmer. Nun, »sicher« ist vielleicht nicht die treffendste Wortwahl, aber wer dem Tod nahe ist, kann nicht wählerisch sein.

Ein kleiner Kreis aus gelbgrünem Licht umgibt Liams Tür, die ein Stück weit offen steht. Seine Dinosaurierlampe ist an. Er ist also ins Bett gegangen. Bitte, bitte lass die kleine Dauerpetze tief und fest schlafen.

Ja. Das tut er. Ich kann seine nackten Füße sehen, die aus seiner Spielzeugkiste herausragen. (Sein Lieblingsplatz zum Schlafen, oben auf seinen Actionfiguren und den piksenden Steckbausteinen. Ich sagte ja bereits, dass er seltsam ist.)

Noch mehr Herzklopfen in meiner Brust. Atme, Stan, atme. Ich schleiche mich auf Zehenspitzen an der Tür vorbei. Kein einziger Laut vom Meister-Verräter.

WIR HABEN ES GESCHAFFT, POGO!!



Kapitel 14

Ja, aber ... **was nun?**

Nun zieht es Pogo in die Freiheit. Kaum habe ich den Korb abgestellt, springt der Deckel auf, und er hüpf einfach raus und steckt seinen flauschigen Kopf direkt wieder in mein Hosenbein. Keine gute Idee, falls er vorhat, sich zu verstecken, denn sein ganzer dicker Körper ragt über meinen Fuß hinaus. Eigentlich ganz lustig, außer dass ich plötzlich dringend auf die Toilette muss und mein ungewöhnliches Pinguin-Schuhwerk auf der Treppe ziemlich auffallen würde.

Ich brauche eine Idee. Jetzt wäre es gut, ein wenig mehr wie mein einfallsreicher Onkel Frank zu sein. Denn einfallsreich war er – jedenfalls, bevor er auf See verschollen ist, sagt Oma. Und wer weiß, vielleicht hat er tatsächlich

sein Verschwinden nur vorgetäuscht und in irgendeinem tropischen Paradies in der Sonne gefaulenzt, anstatt Schiffszwieback zu vertilgen und Bomben auszuweichen. Und Piraten. Ein voller Erfolg, in meinen Augen.

Also los, sei kreativ, Stan. Was du brauchst, ist eine Art Pinguin-Vater-Beutel für Pogo, einer, der bei ihm bleibt, wenn *ich* gehe.

JA! Ich hab's!

Mein Blick fällt auf meinen alten Schul-Hoodie. Den, den Mama mir gekauft hat, damit ich »hineinwachsen« kann, vermutlich in der Annahme, dass der Rest von mir bis zum Ende der siebten Klasse in die Höhe schießen und sich meinen Füßen anpassen würde. Falsch. Bisher sind nur die Füße gewachsen ... weshalb ich überhaupt erst wie ein Pirat mit Holzbein durch mein Zimmer humpeln muss.

»Komm schon, Pogo«, flüstere ich. »Du brauchst einen neuen Papa.« Ich schüttele mein Bein, nur ganz leicht, doch Pogo fängt an zu zittern und quetscht sich noch höher in Richtung meines Knies. Wie weit kommt er noch, ohne zu ersticken?

Und viel wichtiger: Wie scharf ist dieser kleine Schnabel eigentlich?!

Jetzt ist schnelles Handeln angesagt. Ich öffne meine Jeans, schiebe sie über Pogos Kopf nach unten, als würde ich eine riesige Banane schälen, und trete einen Schritt zurück. Pogo schüttelt sich und blinzelt, dann reißt er seinen Schnabel auf wie ein Vogeljunges – vielleicht in der Hoffnung auf eine ausgewürgte McDonald's-Lieferung. Oder um gleich mit aller Macht nach seiner Mama zu schreien.

Keine Chance, so oder so.

Blitzschnell ziehe ich ihm den Ärmel meines alten Sweatshirts über. Es klappt! Er steht einfach still da, wie eine riesige Wurst. Eine blaue, wohlgemerkt.

Zeit für meinen rasanten Abgang zum Klo ...

Ich bin schon halb den Flur runter, bevor mir auffällt, dass ich keine Hose anhabe – gerade, als Oma aus dem Badezimmer kommt. Sie mustert mich leicht verwundert über ihre Brille hinweg.

»Entschuldigung«, sage ich und versuche, mein T-Shirt bis zu den Knien runterzuziehen. »Ich habe meine Hose vergessen.«

»Mach dir keine Sorgen, Liebes«, sagt Oma, »ich habe meine Hörgeräte nicht drin.« Sie lächelt mich an. »Gute Nacht.«

Ich bin noch immer leicht verwirrt über ihre Bemerkung, als ich aus dem Klo komme – und fast über Pogo stolpere, der in seinem »Ärmel-Schlafsack« herumhüpft und das Sweatshirt hinter sich herzieht wie einen Brautschleier.

Herrje!! Wie hat er DAS nun wieder geschafft?

Er ist kein Pinguin, sondern ein verfluchter Zauberer! Ich weiß doch genau, dass ich die Tür zugemacht habe!

Ich *glaube* es zumindest ...

Auf jeden Fall hüpft er blind vorwärts und fällt fast in Liams Zimmer. Ich packe ihn und mache selbst ein paar **riesige** Hüpfen, mit angehaltenem Atem, bis wir wieder in meinem Zimmer sind. Ich bin mir nicht sicher, wer von uns beiden mehr zittert.

Dann setze ich die Pinguinbratwurst ab. Er zittert und bebt und torkelt im Kreis herum. Es sieht aus, als würde er jeden Moment umkippen ...

Oh mein Gott, Pinguine können doch nicht vor Schreck sterben, oder?

Vielleicht sollte ich ihn doch etwas sehen lassen, zum Beispiel *mich*. So furchteinflößend werde ich schon nicht sein, immerhin LIEBT er bereits mein linkes Bein ...

Ich richte ihn auf, versuche, das Sweatshirt zu lockern und mache dabei beruhigende Geräusche.

Ich bin mir nicht sicher, *was* ich ihm da gesagt habe. Aber seiner Reaktion nach zu urteilen, habe ich ihm in Pinguinsprache gesagt, er solle NOCH MEHR IN PANIK GERATEN. Er hüpft und flattert im Kreis herum, als würde er versuchen, abzuheben. Vielleicht haben seine Eltern ihm noch nicht erklärt, dass Pinguine nicht fliegen können. Er taucht verzweifelt hinter meinen Bademantel, der an der Tür hängt. Dort verharrt er, immer noch in seinem wurstförmigen Strampler. Nicht der beste Ort, um sich zu verstecken, aber andererseits hat er nur begrenzte Erfahrung mit Türen. Oder Bademänteln. Sein gesprenkelter weißer Bauch und seine albernen großen Füße ragen unten hervor.

In diesem Moment habe ich Mitleid mit ihm. Wirklich.

Ich fühle mich – furchtbar.

Das ist kein geborener Superschwimmer. Sondern ein kleiner, verängstigter Kerl, gefangen in einer fremden Welt, die er nicht versteht und die er sich nicht ausgesucht hat.

Allein.

Und das ist alles meine Schuld.

Ich setze mich und rücke gerade so nah heran, wie ich mich traue, mit eingezogenem Kopf, um seine Haltung nachzuahmen, die offenbar ausdrücken soll, er sei gar nicht hier.

Eine Erinnerung schießt mir in den Kopf: mein erster Tag in der neuen Schule, nachdem Mama und Papa letzten Sommer beschlossen hatten, dass wir umziehen müssen. Ich in meiner neuen, drei Nummern zu großen Schuluniform. Mit den neuen, drei Nummern zu großen Füßen, gewachsen in den Ferien. Ich kannte niemanden. Keine Ahnung, was wo war oder wohin ich gehen sollte. Ich drückte mich an der Ecke des Schulhofs herum und versuchte, unsichtbar zu werden. Und eine Gruppe lachender Jungs näherte sich mit spöttischem Grinsen ...

»Es tut mir leid, Kleiner«, flüstere ich. »Morgen bist du wieder zu Hause. Das verspreche ich dir. Und immerhin hattest du zum ersten Mal was von McDonald's, oder?«

Nichts. Nur weiteres Zittern.

Wie tröstet man einen Pinguin? Den Arm um ihn zu legen, bringt wohl wenig, er würde höchstens Angst

haben, dass ich ihn fressen will. Ich denke an die Pinguine im Zoo, wie die Großen die Kleinen umringt haben, um sie zu beschützen, eng aneinandergedrängt wie eine schwarz-weiße Mauer mit Füßen. Vielleicht probiere ich es mal so.

Ich rücke seitwärts näher. Pogos flauschige Federn kitzeln meine Haut. Er neigt seinen Kopf zu mir und öffnet ein schwarzes Auge. Seinen Schnabel behalte ich im Blick. Ein Schwert mag er noch nicht sein, aber ein Dolch auf jeden Fall. Und ich trage immer noch keine Hose.

Ich halte mich ganz still. In meinen Beinen kribbelt es wie verrückt. Ihr könnt mich ruhig einen Angsthasen nennen, aber so nah an diesem Schnabel und Pogos großen, gummiartigen Füßen – mit ECHTEN Raubvogelkrallen am Ende – wünschte ich, ich hätte meine Pinguinstudien etwas gründlicher betrieben. Wegen der ganzen Schwimmerei hatte ich eher Flossen erwartet, aber das hier erinnert viel mehr an einen kleinen T-Rex.

Und sie sind ihm im Moment definitiv drei Nummern zu groß. Wenn er mit diesen Füßen lernen kann, wie ein Pfeil durchs Wasser zu gleiten, was ist dann meine Ausrede? Und ich habe zumindest sehr lange Beine. Seine

scheinen irgendwo in seinem Körper verloren gegangen zu sein.

Gerade als ich eine Bewegung nicht mehr vermeiden kann, werden seine Augen ganz schläfrig und schließen sich.

»Gut so, Pogo«, flüstere ich. »Schlaf ein wenig. Danach geht es dir besser.«

Nach einer guten Mütze Schlaf ist alles besser, sagt Oma, die damit extrem viel Erfahrung hat. Vor allem nach dem Essen. Und zwischen den Mahlzeiten. Manchmal sogar während des Essens. Wir erinnern uns gern, wie sie mit dem Gesicht voll in die Rumtorte geknallt ist, aber erwähnen tun wir es natürlich nicht. Jedenfalls nicht allzu oft.

Apropos Essen: Ich bin total am Verhungern. Jetzt kann ich mich nach unten schleichen und die Keksdose plündern.

Ah. Moment. Der Plan hat einen kleinen Fehler. Pogo. Kann ich mich bewegen, ohne ihn zu wecken? Und wenn er doch wach wird, vollkommen allein in einer fremden Welt? Wird er dann einen Aufstand machen und alle im Haus aufwecken?

Mein Magen knurrt so laut, dass es vermutlich selbst

Asif nebenan hört. Ich muss mir was zu essen besorgen. Pogo steht regungslos da wie eine Statue, also schiebe ich mich langsam von ihm weg und wage kaum zu atmen. Ich komme nicht einmal in die Nähe der Tür, da macht er schon dieses seltsame Geräusch. Eine Mischung aus einem vibrierenden Handy und meinem Vater, wie er Mundwasser gurgelt. Was ist das? Ein Pinguin-Vulkan kurz vor dem Ausbruch? Und was passiert dann? Verängstigte Tiere können überraschend wild werden. (Fragt einfach Mitchell Sommers aus meiner Klasse nach seiner Stabheuschrecke Dennis. *Das* hat auch keiner kommen sehen ... aber auch das ist eine Geschichte für ein anderes Mal).

Aber Pogo watschelt einfach nur niedlich auf mich zu, die Flossen seitlich ausgestreckt, als würde er auf Eis balancieren. Anscheinend sind seine Füße noch unzuverlässiger als meine. Er bleibt stehen und starrt zu mir hoch, den Schnabel weit geöffnet wie ein Vogeljunges, das auf Würmer wartet. Sein fischiger Atem steigt mir direkt in die Nase.

»Ich weiß, Pogo, du brauchst Futter. Ich auch. Aber es sieht so aus, als hätten wir beide fürs Erste Pech, also sei bitte leise, okay? Mir fällt schon was ein ...«

Pogo schlurft auf meine Füße. Sein Kopf sinkt wieder auf seine Brust. Nicht gerade hilfreich und extrem stinkend, aber wenigstens ist er still. Vorerst.



Kapitel 15

Nach einer gefühlten Ewigkeit watschelt Pogo plötzlich von meinen Füßen runter und kuschelt sich neben meinen alten riesigen Plüschpanda, den Liam wohl dort hingelegt haben muss. Ich bin natürlich längst aus dem Plüschtieralter raus. Auf Zehenspitzen schleiche ich mich zu meinem Bett. Es ist stockdunkel, und ich bin erschöpft, aber der Schlaf hat es schwer, dank des hohlen Knurrens meines Magens und der Angst, Pogo aus den Augen zu lassen.

Um zwei Uhr früh gewinnt mein Magen, und ich frage mich, ob Pogo vielleicht was von dem Sandwich in seinem Korb übriggelassen hat. Um drei Uhr morgens öffne ich tatsächlich den Korb und schalte meine Taschenlampe ein.

Es sieht so aus, als hätte er das ganze Ding liegen lassen. Asif hatte recht. Er ist wählerisch. Ich stupse die fettigen Reste in der durchweichenden Tüte an. Ekelhaft. Das ist jetzt eher ein Flunder-Fladenbrot als ein Fischsandwich. Plattgedrückt von einem Pinguinhintern. Widerlich. So hungrig ist *keiner*.

Geh zurück ins Bett, Stan. Es sind noch drei Stunden bis zum gruseligsten Teil von allem: dem Morgen.

Ich stecke den Kopf unter das Kissen, drücke die Daumen und warte ...

Ich muss das mit dem gruseligsten Teil noch mal korrigieren. Ich erwache ... irgendwie ...

Und jemand/etwas steht neben meinem Bett.

Jemand/etwas mit einem Atem wie aus dem Müll-eimer.

Ich schiebe das Kissen ein kleines bisschen zur Seite. Ein kleines, glänzendes Auge blitzt in der Dunkelheit und starrt mich an. Oh ja. Er.

»Hi, Pogo«, krächze ich.

Er neigt den Kopf und fixiert mich mit dem anderen Auge. Dieses sieht jetzt rot aus – wie bei einem Velociraptor, ich schwöre. Seine Füße klatschen auf meinem

Holzboden. Ein Schritt näher, zwei. Er streckt den Hals nach vorne und stochert mit dem Schnabel in meiner Bettdecke herum. Demselben scharfen Schnabel, der sich nun öffnet.

Ist das die Rache des Pinguins? Hat er das die ganze Zeit geplant und mich mit seinem Fußkuscheln und dem Kleinkind-Getue nur in Sicherheit gewiegt? Niemand würde es ihm übel nehmen. Ich mache das Licht an, in der Hoffnung, dass er sich zurückzieht.

Ich wünschte, ich hätte es nicht getan. In seinem Schnabel, entlang seines rosa Gaumens, sehe ich Reihen winziger, gezackter Zähne. Er ist halb Pinguin, halb Piranha. Wie hungrig mag er sein?

Sein Schnabel schnappt zu, und er schlurft rückwärts durch den Raum. Dann beugt er sich mit erhobenen Flügeln vor.

Er nimmt Anlauf! **HILFE!** Ich tauche unter die Bettdecke.

Ich höre das gedämpfte KLATSCH, KLATSCH, KLATSCH seiner Füße, dann ... Sekunden unheimlicher Stille. Etwa so wie Omas Pfeifbomben aus dem Krieg, die kurz vor dem Aufprall verstummen, damit niemand wusste, wo sie einschlagen würden.

Dann ... PLOFF. Die PINGUINBOMBE LANDET.
AUF DEM BETT.

Auf MIR!

Minuten vergehen. Oder vielleicht sind es Sekunden. Schwer zu sagen, wenn man der Gefahr ins Gesicht starrt. (Im Grunde genommen tue ich das gar nicht, weil ich immer noch unter der Bettdecke bin.) Nichts passiert, außer dass mein Arm taub wird. Pogo ist still. Ich spüre, wie er mich anstarrt. Vielleicht war er einfach nur einsam. Oder ihm war kalt.

Ich hebe eine Ecke der Bettdecke an und spähe drüber hinweg, die Nase geschützt. Sie wäre ein leichtes Ziel, und ich denke, ich brauche sie noch. Pogo neigt den Kopf und starrt weiter, als würde er auf etwas warten. Oder mir etwas sagen wollen.

»Was?«, sage ich. »Wenn du willst, dass ich mich entschuldige, dann tue ich das. Es tut mir SEHR leid. Besonders in genau diesem Moment.«

Ein niedliches Klicken kommt aus seiner Kehle. Dann schüttelt er den Kopf, was irgendwie enttäuscht wirkt, als wollte er sagen: *Komm schon, du seltsamer Nicht-Pinguin – warum kapierst du das nicht?*

Plötzlich geht mir ein Licht auf. Die Pinguine im Zoo

standen Schlange und haben die Frau in der blauen Latzhose um Fisch angebettelt. Und zwar alle!

Er will Futter. Und ich bin keins. PUH!

»Okay, kleiner Kerl«, flüstere ich. »Ich kümmerge mich drum! Zimmerservice kommt gleich. Wenn du mir meinen Arm zurückgibst. Und leise bist.«

Sein Schnabel blitzt auf, während ich mich unter ihm hervorwinde. Ich schleiche mich auf Zehenspitzen rückwärts aus meinem Zimmer. Wende niemals einem hungrigen Pinguin den Rücken zu. Das ist genau wie bei Königen, oder auch Königinnen. Im Mittelalter konnte das sehr gefährlich sein. In der Geschichtsstunde war ich wach – damals haben auch alle so furchtbar gerochen. Im Mittelalter, meine ich, nicht die Kinder in meiner Klasse. Obwohl, wenn ich so darüber nachdenke ...

Jetzt konzentrier dich, Stanley Green, um Himmels willen!

Pogo lässt wieder sein Gurgeln hören, als ich die Tür hinter ihm schliesse. Perfekt. Absolut perfekt.

In wenigen Sekunden bin ich blitzschnell die Treppe hinunter, in der Küche und am Kühlschrank. Ich bin die Treppe quasi hinuntergefliegen – nicht einmal ein Flüs-

tern von den knarrenden Stufen drei und sieben, trotz meiner riesigen Füße. Ich bleibe stehen. Ich lausche angestrengt. Es sieht so aus, als wäre ich sicher. Puh.

OK. Vergesst das. WIEDER FALSCH, STAN.

Ein grelles Licht blitzt auf und ich werde auf frischer Tat ertappt – oder eher auf fischiger Tat, wie ich da stehe mit zwei frischen Sardinen in der Hand und einem RIESIGEN Stück Karamellkuchen im Mund.

Papa steht in der Tür, ein Nudelholz in der Hand. Ein Nudelholz? Wirklich, Papa?

»Stanley!! Was soll das werden ...? Ich dachte, du wärst ein Einbrecher!«

Nein, Papa, das kommt erst morgen, wenn ich in den Zoo einbreche.

Was kann ich sagen? Nicht viel, da mein Mund voller Kuchen ist und ich den auf keinen Fall wieder hergebe. Ich stopfe mir den Rest mit der Handfläche in den Mund. (Selbst ich finde das eklig.) Papa ist nicht begeistert. Er sieht mich an, als wäre ich ein Hund, der ihm gerade ein Steak vom Teller geklaut und es direkt vor seinen Augen in einem Rutsch verschlungen hat.

Denk nach, Stan. SCHNELL. Denn im Moment bist du bei Papa ungefähr so beliebt wie der verrückte Pudel

unserer Nachbarn, der dauernd furzt, auf Schuhe kotzt und den Postboten beißt.

Zum Glück habe ich wieder einen meiner genialen Einfälle. Ich schalte voll in den Schlafwandler-Modus und starre mit glasigen Augen die Sardinen an, als hätte ich keine Ahnung, was ich da in der Hand halte. Ich lasse sie fallen und schaue direkt durch Papa hindurch, der hoffentlich die anderen beiden Fische nicht bemerkt, die in meinem Hosenbund versteckt sind. (Ja, eklig. Sie sind kalt und super schleimig.)

Ich strecke Arme und Hände nach vorne und gehe los. Vermutlich sehe ich eher aus wie Frankensteins Monster als wie ein Schlafwandler, aber ich mache das auch nicht jeden Tag. Papa tritt beiseite, und ich schlurfe an ihm vorbei in den Flur.

Er fällt darauf herein! Er hält mich nicht auf und sagt kein einziges Wort. Geschafft!

»Weck niemals einen Schlafwandler«, sagt Mama immer. »Lass sie in Ruhe, solange sie nicht in Gefahr sind.« Du liebe Zeit, hat Papa etwa ausnahmsweise mal auf Mama gehört ...?

Er folgt mir die Treppe hinauf, unternimmt aber nichts weiter, außer sich die Hand vor die Nase zu halten.

Verständlich. Genau in diesem Moment beginnt Pogo wieder, täuschend echt wie ein vibrierendes Handy zu klingen, was ich schnell mit einem (sehr realistischen) Zombie-Stöhnen übertöne. Papa sieht zu, wie ich mich wie ein waschechtes Monster durch die Tür schiebe, die nur einen Spalt breit offensteht, als wüsste ich nicht so recht, wie das funktioniert. Mein Vater bleibt mit verwirrtem Blick draußen stehen. Zeit für eine Verbeugung: Stanley Green, jüngster Oscar-Preisträger ALLER ZEITEN ...

Ich bin gut, wenn ich das mal so sagen darf.



Kapitel 16

Sobald Pogo mich entdeckt, rast er mit gesenktem Kopf auf mich zu und hätte mich mit seinem Schwung fast umgerannt. Er neigt den Kopf nach hinten, den Schnabel weit aufgerissen wie ein Krokodil, das seine nächste Mahlzeit mustert. Was hoffentlich nicht ich bin. Entweder das, oder er will gleich wieder seinen Trompetenruf von sich geben.

Das Risiko ist mir zu groß. Ich ziehe einen Fisch hervor und halte ihn über Pogos Kopf, so nah an seinen Schnabel, wie ich mich traue. Ich lasse ihn wackeln, als wäre er noch lebendig. Im Bruchteil einer Sekunde ist er weg. Mit zwei Schlucken direkt in seinen Rachen. In einem Stück. Und das Ganze gleich noch mal.

»Alles weg«, sage ich und klinge dabei erschrecken-

derweise wie Mama, wenn sie Liam mit Nachtschiff füttert.

Pogos Schnabel klappt zu. Er dreht sich um und watschelt davon, hin und her schwankend, als hätte er von Omas Schnaps probiert.

OH NEIN! Eine Mahlzeit, und schon ist er eine Pinguin-Paintball-Kanone, die weiße, im Dunkeln leuchtende Kackstreifen hinter sich her schießt, während er wild durch den Raum läuft.

Der Boden sieht aus wie eines von Liams Spritzbildern aus dem Kindergarten. Und nicht mal eines seiner guten.

»HÖR AUF, Pogo!!«, sage ich. »BITTE – das geht gar nicht!«

Unfair, ja, ich weiß. Pogo kann nichts dafür, ihn trifft überhaupt keine Schuld. Er hat nicht darum gebeten, hier zu sein.

Er rächt sich mit einem letzten, raketenartigen Kackstrahl in meine Richtung und zwängt sich dann zwischen mein Bücherregal und meine Kommode, von wo aus er mit wippendem Kopf sein Kunstwerk bewundert.

»Atemberaubend, Pogo«, flüstere ich. »Perfekt.«

Ich bin SO erledigt, wenn Mama und Papa das sehen.

Ich brauche etwas Schlaf, bevor ich mich damit beschäftige. Wenn ich den kleinen Picasso nur dazu bringen könnte, sich zur Nachtruhe zu begeben.

»Bist du müde, Kleiner?«, frage ich. »Ich bin's nämlich.« Ich lege mich auf mein Bett und schließe die Augen, in der Hoffnung, dass er es versteht.

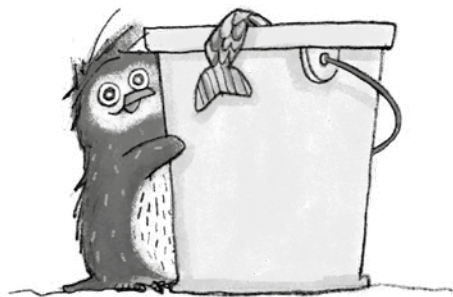
Ich dachte immer, Pinguine wären außerhalb des Wassers schwerfällig. Meinem Pinguin hat das offenbar keiner gesagt. Wie der Blitz ist er wieder auf dem Bett, als hätte er Sprungfedern unter den Füßen. Clever. Im nächsten Moment taucht er unter die Bettdecke, wackelt noch etwas und legt dann seinen Kopf neben meinen aufs Kissen.

»Na schön«, sage ich. »Solange du jetzt still bist.«

Er schmiegt sich näher an mich und öffnet seinen Schnabel ein winziges bisschen.

»Oh nein, Kumpel, es gibt KEINEN Gutenachtkuss. Denk nicht einmal daran. Ich habe meine Grenzen.«

Mir fällt noch eine Grenze ein: »Kack *ein* Mal in mein Bett, Pogo«, sage ich, »und du verbringst den Rest der Nacht hinter Gittern, bei Billy, dem Wellensittich.«



Kapitel 17

Peng, peng, bumm, bumm, PENG!! Und schon sind wir wach, Junge und Pinguin, sitzen kerzengerade da und blinzeln ins Tageslicht.

Eine Bombe? Ein Erdbeben?

Nein, nur Mama. Ihre Art, als Erste aus dem Haus zu gehen, ohne die anderen aufzuwecken.

Das ist ihr Ablauf an Tagen, an denen sie sich mit ihrer Lektorin trifft: den Wecker verschlafen, in Panik geraten, so viel Lärm wie möglich machen. Bis zum großen Finale: die Reisetasche (mit einer gesamten Bibliothek darin) die Treppe hinunterpurzeln lassen und die Haustür so laut ZUKNALLEN, dass das ganze Haus bis zum Mittagessen **wackelt**.

An jedem anderen Tag ist sie recht entspannt.

***Notiz an mich selbst:** Solltest du mal deine Lebensgeschichte aufschreiben, Stan, meide Lektorinnen um jeden Preis.*

Wie auch immer, zurück zu meinem derzeitigen Leben. Dank meiner Tornado-Mama ist jetzt das ganze Haus wach. Das Gute daran: Sie hatte keine Zeit, kurz reinzuschauen und sich zu verabschieden. Das weniger Gute daran: Papa ist in der Küche. Der Geruch von Speck dringt unter der Tür durch und beißt sich mit totem Fisch hier drinnen. Meine Güte. Wie lange dauert es noch, bis Papa mich zum Frühstück ruft? Und nach oben rennt, um sicherzugehen, dass ich mich beeile, um meine Pflichten als Oma-Wächter zu erfüllen ... und seinen Kopf durch meine Tür steckt ...

Und ...

Wie lange dauert es noch, bis Liam durch meine Tür **stürmt** und den größten Knüller seiner jungen Schnüffler-Karriere entdeckt?

*Bleib ruhig, Stanley. Wie sagt Mama immer? **Die Dinge sind selten so schlimm, wie man denkt. Und selbst wenn sie es sind, gibt es einen Ausweg. Panik hilft nie. Tritt einen Schritt zurück; betrachte die Situation in Ruhe ...***

Ich denke über meine Lage nach. Das mit der »Ruhe« will mir nicht gelingen.

Die Dinge sind **genau so** schlimm, wie ich dachte ... **PANIK** ist also definitiv angebracht.

Notfallplan erforderlich! In Millisekunden ...

Ich schaue aus dem Fenster, um auf eine Idee zu kommen. Was anderes habe ich nicht.

Eine fette Taube landet auf der Fensterbank, hebt den Schwanz, lässt einen Klecks Kot fallen und fliegt davon, um sich auf den Schuppen nebenan zu setzen. Was ist da los? Haben sich die Vögel irgendwie gegen mich verschworen?

»Schau, was du da angerichtet hast, Pogo«, zische ich leise vor mich hin.

Dann kommt mir die Idee. Danke, kackende Taube!

Dreißig Sekunden später stehe ich unter der Dusche und probe die dramatische Geschichte, wie ich bei offenem Fenster eingeschlafen bin und beim Aufwachen eine Möwe, doch, wirklich, eine waschechte MÖWE, auf meinem Bett sitzen sah. Stellt euch den Schock vor! Und wie wir alle wissen, geht meine Geschichte weiter. Tauben – nun ja, in diesem Fall Möwen – finden genau wie Stubenfliegen nie den Weg zurück, den sie

gekommen sind (Vogelhirne). Und ihren Kot verteilen sie wirklich ÜBERALL. Und, Papa, ich habe es versucht, wirklich, aber als ich die Möwe wieder hinausgejagt hatte, war bereits mein ganzes Zimmer mit Kacke verziert ...

Schlau, oder? Vor allem der Wechsel von Taube zu Möwe. Wisst ihr, Möwen fressen Fisch und sind supergierig, das passt also besser zu dem fauligen Gestank und der Kack-Kunst in meinem Zimmer. Doppelt genial, Stanley.

Wie auch immer: Update. Wir sind jetzt *beide* unter der Dusche. Ich *und* Pogo. Das war nicht meine Idee, glaubt mir.

Und jetzt will er auf keinen Fall raus.

Ich weiß das, weil er jedes Mal, wenn ich ihn hochheben will, mit seinem Schnabel meinen linken Daumen packt. Fest.

»Okay, wir machen es so, wie du es willst!«, flüstere ich. Zum einen, weil Papa auf der Treppe steht, zum anderen, weil es echt wehtut und ich ein Feigling bin. Außerdem will ich nicht zusätzlich zu meinen absurden Füßen auch noch daumenlos sein.

Ich stecke den Stöpsel rein und lasse Pogo in fünf Zentimeter hohem Wasser in der Badewanne waten. Ich gebe ihm noch Liams gelbe Ente als Gesellschaft und schiebe Mamas teure Geburtstagsseife etwas an den Rand, weil Pogo sie die ganze Zeit ansieht, als wäre sie ein verlassenes Ei. Oder schlimmer noch, eine Art Meeresfrüchte-Snack. Ich möchte nicht daran denken, was nach einem seifigen Happen aus seinem Hintern kommen mag.

Oje. Papa ruft ...

»Stanley, was machst du da drin? Komm gefälligst sofort runter! Ich muss in fünf Minuten los, um Liam bei Luca abzusetzen und zum Fußball zu kommen. **WEHE**, ich komme deinetwegen zu spät, junger Mann! Du steckst schon in genug Schwierigkeiten!«

Ach so? Danke für die Erinnerung, Papa.

Die gute Nachricht ist, dass Papa nicht duschen will.

Die schlechte Nachricht ist, dass er direkt vor der Tür steht und Pogo im Bad einen Wassertanz aufführt. Genau in diesem Moment legt er noch eine Schippe drauf, und Wasser tritt über den Rand.

»Beruhige dich«, flüstere ich. »Das hier ist keine Wildwasserbahn!«

»Stanley! Wenn du nicht aus der Dusche raus und hier unten bist, bis ich bis zehn gezählt habe, kannst du noch eine Woche auf deinen Hausarrest draufschlagen!!«

Oh Gott, er zählt tatsächlich ...

»**PAPA!! Papa!**« Liam. Seine Notfallstimme kommt von unten.

»**Papa, SCHNELL! Eine Bohne ist mir ins Ohr gerollt – und sie will nicht mehr RAUS!! Echt jetzt ...**«

Papa stürmt die Treppe hinunter, um zu helfen.

Liam, ich LIEBE dich! Zeit für einen schnellen Abgang meinerseits, solange die Luft rein ist.

Es stellt sich heraus, dass neben der Bohne, beziehungsweise den zwei Bohnen, wenn Oma recht hat, auch noch ein Stück Toast im Ohr steckt. Liam und Papa sind auf dem Weg in die Notaufnahme, um die kleine Mahlzeit herauszuholen. Falls sie wirklich da drin ist, anders als der Lego-Feuerwehrlhelm, das Kaugummi und die Glocke von Billys Spiegel, von denen der Arzt sagte, sie seien allesamt nur in Liams Einbildung zu finden und nicht in seinem Ohr. Oder in seiner Nase, im Falle der Glocke.

Papa murrte, dass Liam bald einen eigenen Stuhl in der

Notaufnahme bekommt, so oft wie er dort ist. Ich persönlich glaube nicht, dass sie ihn noch ermutigen sollten, vor allem, da er es beim letzten Besuch geschafft hat, die Stromversorgung kurzzuschließen. Niemand weiß genau, wie, aber ein geschmolzenes Wassereis, ein Plastikstrohhalm und ein Computer spielten dabei eine Rolle.

Wie auch immer, danke, kleiner Bruder. Du hast mir mit deinen Bohnen vielleicht gerade den Hintern gerettet. Oma nutzt das Bad im Erdgeschoss, also besteht keine Gefahr, dass sie einen Herzinfarkt bekommt, weil sie ein Pinguin von der Toilette anstarrt. Ich versuche, bei ihr Punkte zu sammeln, indem ich das Frühstück wegräume. Auch die gesamte Portion Bohnen, die noch für mich bereitstand – nur für den Fall, dass irgendetwas davon auch nur in die Nähe von Liams Ohren oder irgendeinem *anderen* seiner Körperteile gekommen ist. Aber Oma ist in Gedanken schon wieder im Krieg und hält so gar nichts von Lebensmittelverschwendung. Kein guter Start. Also muss ich behaupten, dass mir schlecht ist, und ganz ohne Essen auskommen. Was das Schauspielen zwar erleichtert, aber trotzdem nervt.

Also sitze ich hier, vor Hunger fast ohnmächtig und dazu verdammt, bis zum Mittagessen ihren blöden Wellensittich zu beobachten. Schlimmer noch – oder eher unmöglich: Ich muss interessante Dinge an ihm entdecken, über die ich schreiben kann. Bringt mich lieber gleich um.

Ich klappe meinen Laptop auf. Könnte ich vielleicht einfach eine Runde Minecraft spielen?

Nein, Oma schaut im Fernsehen irgendeinem Typen mit Schnurrbart zu, der so tut, als wäre eine kaputte alte Uhr ordentlich Geld wert. Dabei schüttelt sie so heftig den Kopf, dass ihr die Brille von der Nase rutscht. Mit anderen Worten, sie ist hellwach – und es ist offensichtlich, von wem Billy ein paar *sehr unanständige* Wörter aufgeschnappt hat.

Ich seufze und öffne den Laptop. Los, Google, hier ist deine Herausforderung: **Wellensittiche: ein paar interessante Fakten.**

Wow. Es gibt Ergebnisse ... ernsthaft?

Die erste halbwegs interessante Sache, die ich finde, ist, dass Billy, der Wellensittich, kein Männchen ist. Männchen haben dieses blaue Stück Haut über dem Schnabel, und Weibchen haben braune. So wie Billy.

Nicht schlecht, Google. Aber es hat keinen Sinn, das Oma zu erzählen. Sie wird sagen, das sei Schwindel – »wie der Rest dieses ›Internet‹-Quatsches«.

Der zweite interessante Fakt ist, dass Wellensittiche nach Katzen und Hunden das drittb Liebteste Haustier in Großbritannien sind.

Im *Ernst*, Google? Das gibt's doch nicht.

»Na los, Billy«, sage ich und gehe näher an seinen Käfig heran. »Jetzt ist deine Chance, mich zu überzeugen. Gib dein Bestes. Ich mach mir Notizen ...«

- *Billy starrt sich selbst im Spielzeugspiegel an und macht einen Haufen auf die Sitzstange.*
- *Er (sie) hebt den Spiegel an, um den Wellensittich zu entdecken, der sich offensichtlich dahinter versteckt.*
- *Neigt den Kopf vor dem Spiegel nach links und rechts, vermutlich um seine (ihre) Schokoladenseite rauszufinden, mit der er (sie) den anderen Vogel beeindrucken will.*
- *Macht noch einen Haufen.*

Interessant? Das drittb Liebteste Haustier? *Niemals.* Und ich hab genug davon.

Der Mann im Fernsehen redet immer noch. Oma murmelt etwas vor sich hin (halt dir die Ohren zu, Billy) und schaltet ihn aus.

»Ich muss nur kurz auf die Toilette, Oma«, sage ich. »Und wie wäre es mit einer schönen Tasse Tee?«

Ich bin schon aus der Tür, bevor sie antworten kann. Sobald der Wasserkocher an ist, schnappe ich mir die letzte Sardine und husche los, um nach Pogo zu sehen.

Aus dem Badezimmer ist kein Geräusch zu hören, während ich immer zwei Stufen auf einmal nehme. Pogo hat seit seiner »Entführung« kaum was gefressen. *Bitte* lass ihm nichts passiert sein.

Bitte lass im *Badezimmer* alles in Ordnung sein ...

Ich öffne die Tür ganz langsam, für den Fall, dass er dort lauert und einen Angriff auf die Tür plant, um in den Flur zu stürmen. Tut er nicht. Er sitzt regungslos in der Badewanne, den Kopf gesenkt, und sieht aus wie Liam am Strand letzten Sommer, als eine Möwe ihm die Schokoladenstreusel vom Eis gestohlen hat. Ich setze mich auf den Rand der Badewanne und versuche, die Pfütze mit den schwimmenden Kothäufchen zu ignorieren. Na toll. Er hat den Abfluss verstopft. Da muss ich wohl wieder dieser Möwe die Schuld geben.

Ich halte ihm die letzte Sardine hin.

»Bist du traurig, dass du ganz allein bist, Kleiner? Hast du Hunger?«

Er wirft mir einen Blick von der Seite zu, schnappt sich den Fisch und schlingt ihn unzerkaut runter. Mach das mal nach, Billy, du Langweiler.

»Das war's erst mal, Pogo«, sage ich. »Aber in ein paar Stunden bist du zu Hause und schlemmst Fisch mit deiner Familie, das verspreche ich dir.«



Kapitel 18

Ich bin mir nicht sicher, ob der Tee etwas damit zu tun hat, aber von hier an läuft mein Plan wie am Schnürchen. Ein Traum. Den hat Oma gerade, nachdem sie vier der größten Klöße, die man sich vorstellen kann, sowie einen Berg Bratkartoffeln, Hähnchen und Karotten verdrückt hat. Jetzt wird sie stundenlang schlafen, wohlbehütet in ihrem Lieblingssessel.

Ich schleiche mich auf Zehenspitzen am Wohnzimmer vorbei, mit Pogo im Rucksack. Ich habe ihn mit der Fischpaste für Liams Mittags-Sandwiches angelockt, und jetzt ist er seltsam still, also hat sie ihm vielleicht den Schnabel verklebt.

Er gibt immer noch keinen Mucks von sich, als ich ihn in den Korb vorne an Mamas Fahrrad schnalle und

den Gartenweg hinunterrolle. Vielleicht liegt es nicht am Sandwich-Kleber. Vielleicht fängt er an, mir zu vertrauen. Irgendwie ein gutes Gefühl ...

Das gute Gefühl hält etwa zehn Sekunden an, dann taucht Annabel am Tor auf. Jetzt muss nur noch Asif über den Zaun springen, und mein Albtraum ist perfekt.

»Du solltest mich anrufen«, schimpft Annabel. »Um mir zu sagen, wann ich hier sein soll!«

»Ach ja?«, sage ich und tue überrascht. »Entschuldigung. Aber gut geraten!«

»Nicht wirklich. Ich bin schon seit einer halben Stunde hier. Ich bin zweimal durch den Garten und direkt bis zu eurem Wohnzimmerfenster gekommen. Ich kann nicht glauben, dass du mich nicht bemerkt hast.« Sie seufzt, als würde ihr die ganze Welt und alles darin gehören, mich eingeschlossen.

»Ich war ein klitzekleines bisschen beschäftigt«, antworte ich und versuche, nicht mit den Zähnen zu knirschen.

»Na, im Zoo solltest du jedenfalls besser aufpassen«, sagt sie, die Hände in die Hüften gestemmt, »sonst bringst du uns noch in Schwierigkeiten.«

»Das Wachehalten übernimmst besser du«, sage ich, »du bist ja hier die Expertin für Einbrüche.«

Sie redet weiter, als hätte sie mich nicht gehört. »Nur damit du's weißt, wenn wir erwischt werden, muss ich ihnen sagen, dass du mich zu allem gezwungen hast. Was nur fair ist, da du ja der Entführer bist.«

»Das ist eigentlich *überhaupt* nicht fair.« Ich schiebe Annabel zur Seite und schlüpfe durchs Tor. »Pogo hat sich selbst entführt, falls du dich erinnerst. Er hat uns in diese Patsche gebracht. Na ja, mich jedenfalls. Ich musste schließlich die Nacht mit einer Pinguin-Kackeschleuder verbringen! Und hätte um ein Haar einen Daumen verloren.«

Annabel rollt mit den Augen und springt auf ihr (glitzerndes) Fahrrad, ohne auch nur einen Funken Mitleid zu zeigen. »Okay, fahren wir jetzt, oder was?«

Also schießt Annabel voraus, und ich trete wie verrückt in die Pedale, um hinterherzurasen. Soweit man auf Mamas Blumenfahrrad eben rasen kann. Das Ganze *muss* einfach ein Albtraum sein.

Gerade als wir an Asifs Einfahrt vorbeikommen, ohne dass er herauskommt, gleitet jemand auf einem glänzenden Elektroroller neben mir auf dem Bürgersteig

dahin. Sein Gesicht und große Teile des Körpers sind hinter einem riesigen roten Helm, Knie- und Ellbogen-schützern versteckt. Aber diese Brille ist unverkennbar. Asif. Wo kommt der denn wieder her? Hat er etwa die ganze Nacht auf der Lauer gelegen?

»Willst du in den Park, Asif?«, frage ich keuchend. Man wird ja wohl noch hoffen dürfen.

»Wie bitte?«, brüllt er aus den Tiefen seines Helms. »Ich kann dich hier drin nicht richtig hören. Aber keine Sorge. Ich komme mit, um zu helfen.«

NEIN. Ich schüttele den Kopf, trete in die Pedale wie ein Weltmeister und komme quietschend vor ihm zum Stehen. Er hält ebenfalls an. Annabel, die wohl Augen im Hinterkopf haben muss, kehrt zu uns zurück.

»Ist alles in Ordnung, Stanley?«, fragt Asif, während er vorsichtig ein winziges Insekt von seiner Brille pflückt und es auf seine Schulter setzt. »Ist es Pogo? Oder hast du einen Platten? Falls ja, keine Sorge, ich habe mein Flickset dabei. Und mein Pfadfinder-Erste-Hilfe-Set.«

»Natürlich hast du das«, sage ich. »Aber es ist alles in Ordnung, danke. Ich brauche nur einfach keine weitere Hilfe. Annabel ist ausreichend. Sogar *mehr* als das.«

»Ich habe gesagt, er darf mitkommen«, verkündet Annabel und hält neben uns an, wobei die glitzernden Speichen ihrer Räder aufblitzen. »Er wird Wache halten.«

»Auf keinen Fall«, zische ich. »Drei, das ist einer zu viel; da fällt man zu leicht auf. Und außerdem hältst *du* Wache. Es ist mein Plan, also entscheide ich. Und ich sage, wir sollten Asif nicht mit reinziehen. Das ist auch nicht fair ihm gegenüber.«

»Mir macht das nichts aus«, sagt Asif, während sein Kopf zwischen Annabel und mir hin und her schwingt, als würde er bei einer Runde Tennis zugucken. »Ich will dabei sein.«

»Siehst du? Alles abgemacht.« Annabel schenkt mir ein strahlendes Lächeln und macht sich wieder auf den Weg. »Kommt schon, ihr beiden«, ruft sie nach hinten.

Asif zuckt mit den Schultern und blinzelt so schnell, als würde er mit den Augen etwas morsen. Hoffentlich eine Entschuldigung.

Ein Jogger läuft mit einem trottsenden Labrador im Schlepptau an uns vorbei. Der Hund bleibt stehen und schnüffelt an meinem Fahrrad. Pogo hüpf und zappelt plötzlich im Korb. Wir müssen hier weg.

»Na gut, meinetwegen«, sage ich und erinnere mich daran, dass Asif mich gestern Abend gedeckt hat. Vielleicht kann er tatsächlich ganz nützlich sein. »Aber *ich* gebe die Befehle, okay? Nicht Annabel. Und gib nicht mir die Schuld, wenn dir irgendwas passiert.« Ich springe wieder auf den Sattel und radele los, während Asif sich mit dem Hund herumschlägt, der sich inzwischen an seinem rechten Stiefel festgebissen hat.

Das elegante Zischen und Gleiten seines Rollers hinter mir nervt mich gewaltig, während ich auf Mamas schwerem Fahrrad die Hügel hinaufkeuche. Im Vergleich zu meinem Fahrrad Rocket fühlt sich das Blümchenrad an, als wäre es aus reinem Blei gefertigt worden. Ich schwanke nur noch mühsam voran, als wir die supersteile High Street erreichen, gerade mal auf halber Strecke zum Zoo. Pogo beginnt in diesem Moment, im Korb ebenfalls hin und her zu wackeln. Ist ihm langweilig, oder bekommt er zu wenig Luft?

Besorgt mache ich mit einer Hand eine kleine Öffnung. Doch bevor ich den Lenker wieder richtig greifen kann, um uns zu stabilisieren, saust Asif mit quietschenden Bremsen an uns vorbei und das war's. Ein letztes Schwanken, mein rechter Fuß verfängt sich in der Fahr-

radkette, und schon liegen wir auf dem Bordstein und Blümchens Räder drehen sich über mir.

Ich versuche, mich aufzurichten, aber ich sehe Sterne. Oh nein, das sind keine Sterne, sondern Asif. Das Glitzern in seinen Brillengläsern, als er sich über mich beugt.

»Oh mein Gott, oh mein Gott, bist du okay?«, ruft er.

»Du Idiot«, stottere ich und arbeite mich mühsam unter dem Fahrrad hervor. »Sieh nur, was du angerichtet hast, du und dein blöder Roller. Ich *wusste*, dass du im Weg sein würdest.«

Asif stottert etwas, aber ich höre nicht zu. Ich starre auf den Rucksack, der kopfüber auf der Straße liegt und jetzt schrecklich still ist.

»Wenn Pogo was passiert ist, Asif ...« Ich setze mich auf und strecke mich nach vorne, um nach dem Rucksack zu greifen.

»Nicht! Du solltest dich noch nicht bewegen, Stan«, sagt Asif, gerade als Annabel ankommt und von ihrem Fahrrad springt. »Falls du dir etwas gebrochen hast oder eine Gehirnerschütterung hast. Ich sehe nach Pogo.«

»Nein, sei vorsichtig, Asif«, rufe ich, »nicht! Lass mich!«

Zu spät. Die beiden haben die Tasche aufgerissen. Federn, Füße und Flossen springen irgendwie heraus. Und wenn ein Pinguin »die Beine in die Hand nehmen« kann, dann tut er genau das: Er rennt mit voller Geschwindigkeit davon, krächzend und mit den Flügeln schlagend.

»Fantastisch«, zische ich. »Toll gemacht!«

»Na ja, zumindest ist er nicht verletzt«, sagt Asif und blinzelt wie verrückt.

»Lass mich bloß in Ruhe, Asif.« Ich schüttele den Kopf, werfe ihm einen vernichtenden Blick zu und rappele mich mühsam auf. Mit blutendem Knie humple ich Pogo hinterher. »Bleib einfach hier, bei meinem Fahrrad, wenn du das schaffst«, rufe ich über die Schulter. »*Du auch*, Annabel, ich meine es ernst!«

Pogo ist in seiner Panik ziemlich schnell. Er huscht an einer Bushaltestelle vorbei, wo eine alte Dame mit einem geblühten Hut ihre Brille abnimmt, den Kopf schüttelt und etwas von »diesen neuen Tabletten« murmelt.

Zum Glück ist die Einkaufsstraße am Sonntag ruhig. Vielleicht müssen hier alle gerade Koma-Klöße verdauen. Pogo sollte meine Rufe eigentlich hören, aber

er rennt weiter. Mit einer Mischung aus Hüpfen, Watscheln und Springen kommt er erstaunlich gut voran. Um ein Haar gelingt es mir, ihn zu packen, als er vor dem Supermarkt sein Spiegelbild entdeckt und ihm ein Küsschen gibt, eigentlich genau wie Billy manchmal (enttäuschend). Doch plötzlich schießt er nach links auf den Zebrastreifen, wo er die schwarz-weißen Streifen betrachtet und traurig die Flügel hebt und wieder senkt.

»Pogo«, rufe ich keuchend, »halt einfach an, und ich bringe dich zurück zu ihnen, zu deiner Familie. **BITTE**, halt einfach an!«

Er blickt zu mir auf, watschelt aber im Eiltempo über die Straße. Ein blaues Auto hält an, um mich hinter ihm über die Straße zu lassen, und ich nicke dem Fahrer zu.

Er streckt den Kopf aus dem Fenster. »Ein Pinguin«, stammelt er, »da ist ein Pinguin.«

»Entschuldigung«, sage ich und schaue die Straße auf und ab. »Was?«

Er zeigt zum gegenüberliegenden Bürgersteig. »Da!«

Ich folge der Geste und schirme meine Augen ab, um möglichst suchend zu wirken. Pogo verschwindet durch die offene Tür des schicken Sushi-Restaurants, in dem wir an Papas Geburtstag waren. OJE!!

Ich schüttle den Kopf und hebe als Zeichen meines *ausdrücklichen* Bedauerns die Schultern. »Nein ... kein Pinguin«, murmele ich und eile davon, als würde er mir Angst machen. Armer Kerl. Hoffentlich kann er seine Wahnvorstellungen auf ein verdorbenes Curry oder so was schieben.

Ich sehe Pogo, wie er wie ein sehr kleiner, gestresster Kellner zwischen den Tischen hin und her huscht. Der Laden ist leer, Gott sei Dank. Ich stolpere fast über einen Korb mit Putzmitteln auf dem Boden. Mit dem lauesten Flüstern, das ich zu riskieren wage, rufe ich Pogos Namen. Er hört nicht.

Eine Frau kommt rückwärts durch die Schwingtüren hinter der Theke. Auf ihrem Tablett trägt sie vermutlich Sushi, nach dem hübschen Reisregen zu urteilen, der durch die Luft fliegt, als sie es mit einem Schrei fallen lässt. Pogo erstarrt, verängstigt oder überrascht von dem plötzlichen Festmahl, das ihm auf den Kopf purzelt. Schwer zu sagen. Die Frau ist ebenfalls wie erstarrt. Sie entdeckt mich und flüstert etwas auf Japanisch, das definitiv *sehr* verärgert klingt.

Ich kann es ihr nicht verübeln. Was da unter diesen Pinguinfüßen liegt, ist wahrscheinlich mehr wert als der

gesamte Inhalt meines Sparkontos. Für eine Sekunde überlege ich, wegzulaufen, aber das kann ich Pogo nicht antun. Er und ich müssen hier raus, und zwar *schnell*.

»NICHT BEWEGEN«, sage ich zu der Frau mit ausgestreckten Handflächen, die ihr hoffentlich Gefahr vermitteln. »Ich rette Sie!« Ich ziehe mein Sweatshirt aus, ganz langsam, und schleiche mich vorwärts, als würde ich einen Löwen verfolgen. Dann werfe ich das Shirt über Pogos Kopf, während er ein Stück Garnele von einer seiner Zehen pickt.

Die Frau hält sich eine Hand vor den Mund. Ich lege einen Finger auf meine Lippen, nehme Pogo in die Arme und bewege mich langsam rückwärts zum Ausgang. Vielleicht waren es meine blutigen Knie, vielleicht steht die Frau unter Schock – aber wir sind draußen auf dem Bürgersteig und frei, ohne dass irgendwem aufgefallen ist, dass Pogo die ganze Zeit zu mir gehört hat.

Jetzt bin ich an der Reihe, die Beine in die Hand zu nehmen. Und ausnahmsweise kommen mir meine Füße nicht in die Quere. Ich könnte glatt den Weltrekord im 100-Meter-Sprint brechen.



Kapitel 19

Ich stoße auf Annabel und Asif, die sich NATÜRLICH von der Stelle entfernt haben, an der sie auf mich warten sollten.

»Was ist passiert?«, fragt Annabel. »Du bist ganz verschwitzt und hast irgendwas im Haar. Sieht aus wie – Reis, und ... igitt ...«

»Erzähl ich dir später«, keuche ich, schnappe mir mein Fahrrad von Asif und mache den Korb wieder fest. Ich schaue kurz zurück und rechne beinahe damit, dort die Frau mit ein paar kräftigen Polizisten im Schlepptau zu sehen. »Wir verschwinden.«

Aber Pogo hat andere Pläne. Er will *nicht* zurück in die Tasche, die ihn in eine sehr beängstigende Welt befördert hat. Auch wenn es dort Sushi geregnet hat.

Annabel stupst mich an, während ich mich mit Pogo abmühe. »Versteck ihn, schnell«, sagt sie. »Man hat uns entdeckt.«

Oh nein. Sie sind da.

Aber es sind gar keine Polizisten. Ein Mädchen steht auf der anderen Straßenseite und beobachtet uns.

»Schnell, versuch's mit meiner Tasche«, wirft Asif ein. »Die ist größer. Nimm du das Erste-Hilfe-Set und den anderen Kram.«

»Bist du immer noch da?«, zische ich.

»Dadrin fühlt sich Pogo vielleicht sicherer, Stan«, mischt sich Annabel ein. »Und auf dem Roller wäre die Fahrt auch ruhiger.«

Ich werfe beiden einen tödlichen Blick zu.

Annabel zuckt mit den Schultern. »Ich sag's ja nur.«

»Lass es«, sage ich, nachdem ich es endlich geschafft habe, meine Tasche zu schließen. »Und red nicht mehr mit mir, bis wir im Zoo sind.«

Das Mädchen kommt jetzt rüber. Klasse.

Sie schiebt sich ihr langes Haar hinter die Ohren und späht in meine Tasche. »Du hast einen Pinguin«, verkündet sie. »Ich habe es gesehen. Man darf keine Pinguine mit sich herumtragen. Das ist illegal.«

»Oh, der ist nicht echt«, sage ich mit einem Lachen, das selbst mir irre vorkommt. »*Natürlich* nicht. Das ist KI. Ein Roboterpinguin.«

Sie schaut zu Annabel und Asif. Die nicken.

»Kann nicht sein«, sagt das Mädchen. »Lasst mich mal sehen.«

»Das geht nicht.« Asif stellt sich ihr in den Weg. »Der ist streng geheim. Ein Prototyp – der allererste. Mein Vater hat ihn erfunden, und wir transportieren ihn für ihn. Er bringt uns um, wenn er erfährt, dass wir ihn jemandem gezeigt haben. Wir hätten die Tasche gar nicht erst öffnen dürfen.«

Beeindruckend, Asif. Aber das wird uns nicht retten.

»Wow, unglaublich«, sagt das Mädchen und wirkt dabei nur halb überzeugt.

»Wir müssen ihn sofort ins Labor seines Vaters bringen«, übernehme jetzt ich. »Er wartet schon. Aber mit etwas Glück findest du diese Roboter bis Weihnachten in allen Geschäften. Und du kannst deinen Freunden erzählen, dass du zu den allerersten gehörst, die einen gesehen haben. Er erzählt dir gern mehr darüber.« Ich nicke in Asifs Richtung. Meine ganz spezielle geniale Rache. »Und auch von all den anderen Erfindungen sei-

nes Vaters. Annabel und ich müssen jetzt aber dringend los.«

»Du weißt, dass Asifs Vater wirklich Dinge erfindet«, sagt Annabel, als wir wieder auf unsere Räder steigen.

»Das arme Mädel ist die nächsten Stunden gefangen.«

So genial war meine Rache also gar nicht. »Egal«, murmele ich. »Wen interessiert's?«

Als der Zoo in Sicht kommt, habe ich jegliches Gefühl in meinem Hintern verloren, aber die Nerven in meinen schmerzenden Knien machen Überstunden. Pogo hat sich allerdings vorbildlich benommen, abgesehen von ein paar gedämpften Protesten bei jeder kleinen Unebenheit der Straße. Annabel auch (ausnahmsweise mal). Seit wir Asif und seine »Geisel« verlassen haben, hat sie keinen Mucks von sich gegeben.

Der Transporter der Bauarbeiter steht immer noch direkt am Zooeingang. So weit, so gut. Abgesehen von den Toren. Den wuchtigen, riesigen schwarzen Metalltoren, die schon mal viel **höher** sind, als ich sie in Erinnerung habe. Mit Zacken oben drauf. An die kann ich mich absolut nicht erinnern. *Autsch!*

Man könnte meinen, der Zoo wäre ein Gefängnis. Was

er für Tiere wie Bären oder Tiger vermutlich auch ist. Die Tore könnten genauso gut auch noch Stacheldraht und Türme mit Suchscheinwerfern haben, wie in Omas Kriegsfilmen, in denen gefangene Soldaten Tunnel von ihren Hütten aus graben und kein einziger Wachmann je etwas bemerkt.

Jedenfalls wäre es gut, wenn mein Plan funktioniert, denn über diese Stacheltore zu klettern, ist mir viel zu gefährlich. Ich würde enden wie einer dieser Paviane mit verbrannten Hintern.

»Vielleicht hätte ich Papas Spaten mitbringen sollen«, murmele ich.

»Was?«, fragt Annabel und springt von ihrem Fahrrad.

»Nichts.« Ich schwinge meine langen Beine und nervigen Füße über die Querstange. Dann nehme ich das Pinguinbündel vorsichtig hoch und spähe hinein. Schwarze Augen blinzeln mich leicht schielend an. Dem armen kleinen Kerl ist wahrscheinlich übel von der holprigen Reise im Rucksack. Er lässt ein schwaches Quaken hören. Schwach, aber hörbar verärgert.

»Nur noch einen kleinen Moment«, flüstere ich ihm zu. »Du bist fast zu Hause.«

Die Straße ist ruhig, zum Glück. Wir stellen unsere Fahrräder um die Ecke ab, in der Nähe vom Kiosk. Er ist geschlossen. Gestreifte Rollläden sind halb heruntergezogen. Ich kann einfach nicht widerstehen, drunter hindurchzuspähen, und entdecke Gläser mit knalligen Brause-UFOs, Karamellbonbons und buntem Weingummi.

Annabel packt mich am Ärmel. »*Komm schon*«, drängt sie. »Wir müssen uns in Position bringen. Sie könnten jeden Moment rauskommen ... Wir dürfen nicht gesehen werden.«

Irgendwie fühlt sich das alles plötzlich viel zu ernst an.

Wir schleichen uns hinter einen Lieferwagen und warten. Einen schmutzigen blauen, der praktischerweise direkt vor dem Zoo geparkt ist. Er steht im Halteverbot, weshalb ein passender Strafzettel unter den Scheibenwischern steckt. Papa hat eine ganze Sammlung davon in einer Schublade und flucht hin und wieder leise darüber.

Wir warten und warten. Und warten. Unsere Blicke huschen zwischen dem weißen Lieferwagen und der winzigen Hütte des Torwächters hinter dem Eingang

hin und her. Selbst Annabel hat nicht viel zu sagen, außer alle fünf Minuten: »Ich kann nicht glauben, dass du tatsächlich dein *Bett* mit einer Pinguin-Kackmaschine geteilt hast.«

Pogo ist wieder zum Leben erwacht. Ich habe den Reißverschluss ein wenig geöffnet, damit er mehr Luft bekommt. Vielleicht kann er seine Familie hören – oder riechen –, denn er gibt ein schrilles Piepen von sich. Es klingt wie eine Schiffspfeife. Wenn er noch lauter wird, muss ich vielleicht auch noch im Kiosk einbrechen, um ihm mit einem Karamellbonbon das Maul zu stopfen. Oder einem sehr großen Kaugummi.

MOMENT ... Es ist soweit!

Ein Mann und eine Frau in Warnwesten und gelben Helmen kommen mit einer langen silbernen Leiter zwischen sich auf uns zu. Die Bauarbeiter. Ein lautes Quiet-schen erklingt, als sie die Leiter in eine Halterung oben auf dem Transporter schieben. Pogo wird lauter.

»*Schnell*. Mach den Reißverschluss zu!«, zischt Annabel.

Ich tue es und ernte dafür einen scharfen Biss in den Finger. Ein schöner Dank von Pogo, für alles, was ich für ihn riskiere. Immerhin freut es mich, dass Pogo wie-

der Kampfgeist zeigt und der Schmerz in meinem Finger mich vielleicht sogar von meinen pochenden Knien ablenkt.

Die Bauarbeiter laden Werkzeugtaschen in den Transporter. Jeden Moment wird der Wachmann auftauchen, die Tore werden aufgehen und dann: **Auf geht's!** Wir haben nur Sekunden, um durchzuschlüpfen. Und nur diese eine Gelegenheit.

»Mach dich bereit!«, höre ich mich sagen, weil ich das in irgendeinem Film gehört habe. Wo es eigentlich überhaupt nicht geholfen hat, also, tolle Wahl, Stanley.

Von Annabel kassiere ich lediglich einen genervten Blick. Ich hänge die Tasche über meine Schulter.

Es passiert. UND ZWAR JETZT.

Der Wachmann kommt raus, richtet seine Mütze und blinzelt ins Licht wie ein verschlafener Maulwurf. Er sagt etwas zu den Bauarbeitern, hebt die Hand und lacht. Dann verschwindet er wieder in seiner Hütte, vermutlich, um seinen magischen Knopf zu drücken.

»Auf die Plätze, Annabel«, sage ich.

Die beiden Bauarbeiter steigen in den Wagen. Die Türen schlagen zu. Mit lautem Dröhnen springt der

Transporter an. Na ja, um ganz ehrlich zu sein, eher mit einem Stottern und dem Gestank von Abgasen.

Die Tore ächzen.

Zittern.

UND SCHWINGEN AUF!!!

Das ist es!

Nein. Doch nicht.

Der Torwächter ist zurück.

Die Frau kurbelt ihr Fenster herunter und lehnt sich raus. Der Torwächter stützt sich lässig am Lieferwagen ab. Will er etwa ganz entspannt ein Schwätzchen halten?! Oder gibt es ein Problem ...?

Gelächter ertönt. Dann ist wohl alles in Ordnung. Vielleicht fühlte er sich in seiner kleinen Hütte einfach einsam.

Annabel packt mich am Arm. »Schnell, jetzt ist unsere Chance«, flüstert sie. »Solange sie alle abgelenkt sind. Wir können uns an der anderen Seite des Lieferwagens vorbeischieben. Halte einfach den Kopf unten ...«

Ach, wirklich? Und ich wollte eigentlich beim Vorbeigehen wild auf und ab hüpfen!

»Okay«, krächze ich. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich muss zu Ende bringen, was ich angefangen habe.

Aber plötzlich kommt mir das wie die schlechteste Idee in meiner großen Sammlung von »Sehr schlechten Ideen« vor.

»Dann gehe ich wohl voran, oder?«, flüstere ich und erwarte, dass sie wie üblich selbst die Erste sein will. Tut sie nicht. Oh verdammt. Dann eben ich.

Ich atme tief durch, was nichts nützt: Meine Beine drohen immer noch mit Streik. Aber vor allem meine Füße machen mir Sorgen. Ich werde bestimmt über sie stolpern und »auf frischer Tat ertappt werden«, wie sie in Omas alten Polizeiserien immer sagen.

Ein Stoß in die Rippen von Annabel.

»Okay. Okay. Schon unterwegs ...«

Ich gehe so tief in die Hocke, wie ich kann, strecke Kopf und Schultern hinter dem Lieferwagen hervor, und dann: Los geht's!

Ich bin an dem Wagen vorbei und hocke in einem großen Busch. Annabel drängt sich neben mich. Wir starren uns mit weit aufgerissenen Augen durch dunkelgrüne Blätter an. Erwarten einen Schrei. Einen Pfiff. Raue Hände auf unseren Schultern. Einen Hundebiss in den Hintern. (Diese Angst habe ich womöglich alleine.) Wir atmen schnell und flach. Sogar Pogo ist still, sein

Herzschlag ist wie eine winzige Uhr, die durch den Stoff meiner Tasche schlägt.

Nichts.

Haben wir es etwa wirklich geschafft?

Plötzlich lachen wir. Lautes, keuchendes Lachen, das wir mit einer Hand vor dem Mund zu unterdrücken versuchen. »PSST!!«, prusten wir. »PSST!!« Aber wir lachen nur noch mehr, unsere Schultern zittern.

Im nächsten Moment ist ein lauter Motor zu hören, sowie fröhliches Rufen und das schwere Schaben der Tore. Der Wachmann fängt an, die Titelmelodie von »Gesprengte Ketten« zu pfeifen – Omas Lieblingsfilm, was mich erneut zum Lachen bringt. Wenn er nur wüsste!

Diesmal legt Annabel warnend ihre Hand auf meinen Mund.

Ich schiebe sie weg.

»Wir haben es geschafft«, flüstere ich. »Wir sind drin! Jetzt ist es Zeit für Phase zwei des Plans.«

»Richtig. Ja. Und was ist Phase zwei?« Annabel kaut auf ihrer Lippe. Kein Wunder.

»Nun«, sage ich. »Das ist noch nicht ganz klar.« Ich kämpfe gegen die aufsteigende Panik an. »Ich dachte, den nächsten Teil improvisieren wir einfach.«



Kapitel 20

»Improvisieren!!! Bist du VÖLLIG verrückt geworden?«

Ich verzichte auf eine Antwort und schaue lieber auf meine Uhr, um Annabels tödlichem Blick auszuweichen. Mit dem könnte sie gut und gerne ein Nilpferd aus zwanzig Metern Entfernung zu Fall bringen. Das verschafft mir Zeit zum Nachdenken. Vielleicht gelingt es mir, mich an ein paar der Informationen zu erinnern, die ich vor dem letzten Zoobesuch gesammelt habe.

»Sonntags um diese Zeit ist nur eine Notbesetzung im Dienst«, sage ich selbstbewusster, als ich mich gerade fühle. »Und da weder Besucher noch Bauarbeiter hier sind, schätze ich, dass die Tierpfleger nach der Fütterung entweder nach Hause gehen oder sich wie

der Typ am Eingang in ihre Pausenräume zurückziehen.«

»Schätzt du?«, zischt Annabel und zieht eine Augenbraue hoch. Ein Alarmzeichen, das bei Mama stets vor einem Wutausbruch kommt. »Du weißt es nicht?«

Ich nicke hastig. »Doch, doch, ich weiß es. Hör mal«, sage ich, »es ist jetzt Viertel nach fünf. Das ist mitten in der Fütterungszeit.« Mit einem wissenden Blick zum Himmel füge ich hinzu: »Es wird in ... weniger als einer Stunde dämmern. Das verlangsamt den Stoffwechsel der Tiere, und sie suchen sich einen Schlafplatz. (Das ist ein direktes Zitat von Google.) Sie werden also keinen Alarm auslösen, wenn wir herumschleichen. Verstehst du?«

Annabel ist noch nicht überzeugt. Aber ihre Augenbraue ist wieder gesunken, und das ist schon mal ein Anfang. Ich glaube, bei »Stoffwechsel« hatte ich sie überzeugt.

»Okay ... und ...?«

»Na ja«, fahre ich fort und spähe aus dem Gebüsch, um sicherzugehen, dass wir noch in Sicherheit sind, »wir müssen uns nur kurz irgendwo verstecken, bis alles ruhig ist, und dann auf dem sichersten Weg zum

Pinguingehege gehen. Dort setzen wir Seine Hoheit über die Wand ins Gehege.« Ich strahle sie an. »Mission erfüllt und Zeit, nach Hause zu gehen!«

»Und der ›sicherste Weg‹ ist ...?«

»Das ist der Teil, den wir spontan entscheiden«, sage ich. »Es kommt darauf an ...«

Annabel öffnet den Mund, um erneut zu protestieren.

»Also, komm schon«, sage ich, bevor sie Zeit hat, weitere Fragen zu stellen, die ich nicht beantworten kann. »Lass uns loslegen, solange die Luft rein ist und Pogo sich benimmt.«

Die Hecke will uns nicht gleich loslassen. Stacheln klammern sich an unsere Kleidung, und hinterhältige Wurzeln liegen wie Stolperdrähte vor unseren Füßen. Vor allem vor meinen, die locker zwei oder drei davon auf einmal erwischen könnten. Als wir uns befreit haben, bewegen wir uns vorsichtig weiter in den Zoo hinein und huschen zwischen Bäumen, Büschen, dem Insektenland, dem Aquarium und den Drahtgehegen für Affen hin und her.

Diesmal bemerken uns die Lemuren kaum. Die meisten liegen zusammengesunken auf einer hohen Schaukel, als hätten sie gerade ein riesiges Festmahl ver-

schlungen und wären kurz danach eingenickt (wie man das eben so macht). Wir kommen an der Vorderseite des Löwengeheges vorbei, wo ein Löwe an einem Stück Fleisch herumreißt. Das schützt er mit seinen massiven Vorderpfoten vor zwei kleineren Löwinnen, die ihn – und uns – aus ein paar Metern Entfernung finster anstarren. Sie werfen sich einen Blick zu, und es fühlt sich an, als würden sie uns als Ersatzmahlzeit ins Auge fassen. Noch beunruhigender ist, dass der König der Löwen nach unseren Schatten schnappt, als wir am Gehege vorbeischleichen, und uns mit einem feurig-gelben Blick fixiert, der sagt: *Mmmh. Vielleicht noch was Süßes ...*

Pogo zappelt in meiner Tasche herum. Er spürt wohl, dass ihn nur noch zwei Gitterroste davon trennen, zum Nachtisch zu werden.

Wir überlassen die sabbernden Löwen ihrer lebhaften Fantasie und eilen weiter, mit laut pochenden Herzen. Na ja, meins pocht jedenfalls laut. Ich kann kaum glauben, wie einfach es bisher war. So läuft es bei Stanley Green normalerweise nicht ...

Der Himmel wird immer dunkler. Der Mond ist aufgegangen und spiegelt sich blass und silbern in den Fenstern vom »Vogelparadies«, als wir vorbeilaufen

und uns wie geheime Einsatztruppen im Schatten halten. Oder wie Einbrecher.

Moment. Wir *sind* Einbrecher.

»Wir sind fast da!«, sage ich, mehr um mich selbst zu beruhigen als alles andere. »Das Pinguingehege liegt direkt gegenüber vom Kinderspielplatz – da, schau mal. Auf der anderen Seite. Wir können uns dort verstecken, bis wir sicher sind, dass niemand mehr kommt und es etwas dunkler ist. Vorsichtshalber.«

Ausnahmsweise widerspricht Annabel nicht. Vielleicht träumt sie von ihrer geliebten Vinnie/Vinette, die sich vermutlich ganz in der Nähe glücklich an ihre unbezahlbaren Eier schmiegt.

Ein weißer Schädel schwebt rechts von uns am trüben Himmel. Was zum ...? Ich bleibe so abrupt stehen, dass Annabel in mich reinläuft.

»Oh mein Gott, Stanley!«, sagt sie viel zu laut. »Was ist denn jetzt schon wieder los?«

»Ich dachte, ich hätte jemanden gehört«, flüstere ich schnell. »Einen Wächter oder so.« Eine glatte Lüge, aber auf keinen Fall gebe ich zu, dass ich Angst vor der Piratenflagge auf dem Piratenschiff auf dem Spielplatz hatte. »Falscher Alarm«, sage ich. »Und pass besser auf,

wo du hinläufst, Annabel. Der arme Pogo wird ganz schön Kopfschmerzen haben.«

Gemein, ich weiß, schließlich war der Zusammenstoß meine Schuld. Aber sie sagt nichts – wahrscheinlich ist sie noch ein bisschen außer Atem. Wir klettern über das Holztor zum Spielplatz und landen zwischen den Rutschen und Schaukeln. Eine Sekunde später bewahrheitet sich ein weiterer Spruch von Oma ...

*Lügen kommen immer zurück und beißen dich in den Ar...
ähh ... Hintern.*



Kapitel 21

Schritte. Schwere Schritte. Die sich nähern. Ein Mensch.

Es kommt jemand. Dem Geräusch nach zu urteilen, trägt er gewaltige Stiefel. Vermutlich ein Hausmeister. Oder ein Nachtwächter. Beides GAR NICHT GUT. Und nur wenige Meter entfernt, auf der anderen Seite des Zauns. Aber bitte, BITTE, lass das bloß nicht den Tierpfleger von gestern sein, bete ich. Zu wem auch immer, der da oben sein mag und noch nicht genug von mir hat – selbst wenn es nur Großonkel Frank ist. Nach allem, was mir seine Gene bereits angetan haben, wäre es das Mindeste, was er tun kann, einen Blitz runterschicken oder mich in die Wolken zu beamen.

Für einen kurzen Moment sind die Schritte unterbrochen, dann setzen sie wieder ein. Wir hören, wie etwas

über den Weg geschleift wird und klirrt. Eine leicht gedämpfte Männerstimme ertönt, dann noch eine. Eine etwas fiepsigere. Erstarrt blicken wir uns auf dem Spielplatz um. Ich rechne damit, jeden Moment von einem Suchscheinwerfer erfasst zu werden, Schüsse zu hören ...

NEIN, Stanley. Lass das. Das ist kein Film. Das hier ist ECHT. Lass dich nicht ablenken. Und ... lauf so schnell du kannst ...!

»Versteck dich. Schnell!«, zische ich.

Wir sprinten los, unsere Schuhe fliegen nahezu lautlos über den federnden Boden. Dem Himmel sei Dank für Gummibeläge!

Wir landen in einem Gewirr aus Armen, Beinen und Pinguin unter dem Rumpf des Piratenschiffs. Panisch winden wir uns durch ein niedriges Bullauge in eine Art Frachtraum. Unser Atem hallt wie ein Blasebalg in einer unterirdischen Höhle. Mein Herz rast wie bei einem Rockkonzert. Annabel starrt mich mit wildem Ausdruck an. Keiner von uns ist in der Lage, etwas zu sagen.

Pogo flattert und hüpfte in meiner Tasche herum. Dabei piept er, so laut er kann. Sei doch bitte still, kleiner Kerl!

»Hol ihn raus«, bringt Annabel mühsam hervor. »Er hat Angst.«

Ist klar, *er* hat Angst ...

Ich ziehe die Tasche mit zitternden Händen herunter. Im Grunde könnte ich es ihm nicht verübeln, wenn er mir gleich *beide* Daumen abpicken würde. Tut er nicht. Er blinzelt nur, als wäre er wirklich ein Roboter, und sitzt still wie eine Statue auf meinem Schoß. Dabei wirkt er vergnügt wie ein Schneekönig – wer auch immer dieser Schneekönig sein mag. Pogo ist warm und weich. Irgendwie beruhigend. Und es ist seltsam. Dass er sich so an mich kuschelt – ganz vertrauensvoll –, bringt mich dazu, eine andere Art von Stanley sein zu wollen. Stanley, der Tapfere, mit einem vernünftigen Plan; Stanley, der große Pinguin-Verteidiger. Ein Stanley, der niemals einen Pinguin entführen würde, nicht mal aus Versehen.

Annabel späht aus dem Bullauge und zieht ihren Kopf so schnell wieder rein, dass sie sich an der Decke stößt. Sie scheint es nicht zu bemerken.

»Oh mein Gott, Stan. Oh mein Gott!! Es sind n... nicht die Pfleger. Es sind ... SCHAU DOCH!«

Was denn nun? Wie viel Angst sollte ich haben? Will

ich es überhaupt wissen? Irgendwer zittert – möglicherweise Pogo. Wahrscheinlicher aber ich.

»Was?«, sage ich und versuche, ruhig und lässig zu wirken. Ich klinge aber leider wie eine gewürgte Katze.

Annabel sieht aus, als würde sie gleich explodieren. »EINBRECHER!!! DIEBE!«

»Wir sind die Einbrecher«, flüstere ich. »Falls du das vergessen hast.«

»Halt die Klappe, Stanley. Guck einfach! Da – vor dem Vogelparadies. Oh mein Gott, ich wette, die sind hinter Vinnies Eiern her!!!«

Annabel nimmt mir Pogo ab und schiebt meinen Kopf geradezu durch das Bullauge.

Zwei schwarz gekleidete Gestalten mit Taschenlampen zwischen den Zähnen scheinen neben dem Vogelhäuschen eine Art Turnübung zu machen. Der Dünnere versucht, auf die Schultern des Größeren zu klettern, knallt dann jedoch platt auf den Boden und rappelt sich wieder auf, während er sich den Hintern reibt. Er stößt den anderen in die Brust und sagt etwas, das ich nicht verstehen kann. Aber selbst von hier aus bin ich sicher, dass Mama ihm ganz bestimmt den Mund mit Seife aus-

waschen würde. Der größere Einbrecher schubst seinen Kollegen. Wie alt sind die, fünf?

Annabel versucht, ihren Kopf neben mir durch das Bullauge zu stecken.

»Nicht, Annabel«, sage ich, »wir bleiben stecken!«

»Was passiert denn da?«, fragt sie. »Was kannst du sehen?«

»Ein paar Komiker, wie's aussieht«, murmele ich. »Warte ...«

Sie werfen etwas in die Luft ... Es sieht aus wie ein Mantel. Ja, ein Mantel. Und jetzt hängt er da, an irgend etwas hoch oben an der Wand, das an einem Metallarm befestigt ist. Etwas wie ...

Jetzt stoße *ich* mir den Kopf. »Eine Überwachungskamera! Sie haben einen Mantel über die Überwachungskamera geworfen – überm Eingang zum Vogelhaus!«

Annabel schlägt die Hand vor den Mund. »Siehst du! Ich habe es dir doch gesagt! Das sind Einbrecher. *Echte* Einbrecher. Sie wollen Vinnies Babys stehlen. Ich bin mir sicher! Wir MÜSSEN sie aufhalten. Schnell, Stan!!!«

»Ja«, sage ich, nicke und frage mich, ob es so etwas wie echte und falsche Einbrecher überhaupt gibt. »Aber

hör mal, Annabel: ÜBERWACHUNGSKAMERAS! Die sind doch überall, oder? Nicht nur beim Vogelhaus. Wie konnten wir das übersehen?! Wir werden in hochauflösenden Videos auf so ziemlich jeder Kamera zwischen hier und dem Tor zu sehen sein!« Ich schlage mir gegen die Stirn und stöhne. Ein miserabler Plan. Wie üblich, Stanley Green.

»Wir müssen weg, Annabel. SOFORT. Die Tierpfleger, die Sicherheitsleute, die Polizei, die Sturmtruppen – was auch immer. Die sind uns garantiert auf der Spur. Ich wette, die haben uns die ganze Zeit beobachtet, Popcorn geknabbert und sich einen Spaß daraus gemacht, um ihre langweiligen Schichten etwas aufzupeppen. Und auf den besten Moment gewartet, um uns auf frischer Tat zu ertappen. Wir müssen Pogo zu seiner Familie zurückbringen und abhauen ...!«

»Wir gehen **auf keinen Fall**.« Selbst im Halbdunkel erkenne ich Annabels Wut deutlich. »Wie kannst du Vinnie und ihre Familie einfach so im Stich lassen? Ganz zu schweigen von all den anderen hilflosen Vögeln dadrin. Was bist du: ein Mann oder eine Maus, Stanley Green?!«

Das haben wir doch schon geklärt, wisst ihr noch? Eine Maus. Eine *egoistische* Maus, wie es scheint.

»Wenn ich mich recht an die Google-Bilder von Vinnie erinnere, würde ich sagen: Sie hat Krallen wie Schwerter und einen Schnabel von der Größe einer Banane – nur viel tödlicher. Sie ist alles andere als hilflos.«

»Wir *müssen* sie aufhalten, Stanley«, schluchzt Annabel. »Wir müssen Vinnies Babys retten. Wir *müssen*.«

»Diese beiden Idioten sind Vinnie nicht gewachsen. Wahrscheinlich sind *sie* es, die gerettet werden müssen!«

Und wir.

VOR ALLEM WIR.

Aber im Moment ist Annabel viel furchterregender als zwei tollpatschige Eierdiebe oder Vinnie und ihre Krallen. Gerade liegt sie knapp hinter dem Tierpfleger auf Platz zwei.

Außerdem erinnere ich mich gerade an Mamas Gesichtsausdruck, als Liam im Zoo verschwunden ist. Vinnie mag beängstigend sein, aber sie ist auch eine Mutter und hat es nicht verdient, sich so zu fühlen.

»Okay«, sage ich. »Wir versuchen es. Einmal. Aber nur, wenn du einen Plan hast, Annabel. Einen schnellen Plan, bevor die Polizei mit ihren Spürhunden hier ist. Ich will nicht in den Hintern gebissen werden, nicht

einmal für Vinnie. Und ich werde auch nicht zulassen, dass Pogo etwas zustößt.«

Annabel klettert bereits aus dem Schiff.

»Pläne werden überbewertet«, sagt sie, als ich neben ihr lande, den Pinguin in meinen Armen. Und schon rennt sie elegant wie eine Gazelle durch den Park.

Unglaublich.

Ich folge ihr, mehr Faultier als Gazelle, wenn ich ehrlich bin.

Die Panzerknacker hantieren derweil an der Tür herum und versuchen, mit etwas wie einer Axt einzubrechen. Annabel stürmt auf sie zu und bleibt stehen, die Hände in die Hüften gestemmt, als würde sie sie im Wilden Westen zum Duell herausfordern. »**STOPP!**«, ruft sie.

Wow. Sie hat mehr zu bieten als nur Glitzer, das steht fest. Aber verdammt, ich wette, das wird nicht gut ausgehen.

»Bleib hier!«, sage ich sinnloserweise zu Pogo, während ich ihn hinter einem Mülleimer verstecke. Dann stürme ich los, um Annabel zu helfen.

Überrascht? Ich bin's auch. Ich kann mich an diese Entscheidung beim besten Willen nicht erinnern.

Der große Einbrecher hat Annabel gepackt und hält sie etwa einen Meter über dem Boden. Sie hämmert mit den Fäusten auf seine Brust ein und ist vor Wut feuerrot. Als sie nach ihm tritt, hält er sie mitsamt ihren baumelnden Beinen einfach von seinem riesigen Bauch fern und lacht ihr ins Gesicht.

»**Lass sie runter, du IDIOT**«, schreie ich.

Der Große lacht nur noch lauter. Der Dünne schließt sich an, offenbar nicht, weil er es lustig findet, sondern nur, um dem Großen beizupflichten.

»Na, sieh dir das an! Da sind ja gleich zwei«, sagt der große Einbrecher und grinst wie ein Honigkuchenpferd. Aus der Nähe sieht er allerdings eher aus wie ein Dämon, der dringend eine Rasur nötig hätte.

»Lass mich los«, zischt Annabel ihn an, »du ... du ... Eier stehlender ... Kinder entführender **MISTKERL!**«

»Ja. Lass sie runter! Sofort!«, sage ich noch mal und hasse das Zittern in meiner Stimme. »Wir haben die Polizei gerufen, klar? Und die Feuerwehr«, füge ich aus irgendeinem Grund hinzu. »Also, an eurer Stelle würde ich **SOFORT** verduften.«

Noch mehr Gelächter.

Dann verstummt es. Der Mund des Großen verzieht sich. Kein schöner Anblick.

»Wir verduften hier erst, Kleiner«, sagt er und schiebt sein stoppeliges Gesicht viel zu nah an meines heran, »wenn wir haben, wofür wir gekommen sind. Keine Sekunde früher. Ist das klar?«

Ich nicke. Klar wie Kloßbrühe.

»Und nur dass du's weißt«, sagt er und hat dabei etwas Speichel am Kinn, »meiner Meinung nach sollte man Kinder am besten nur *sehen*, aber nicht hören. Oder besser noch: weder sehen noch hören.« Er wendet sich an seinen Kumpel. »Stimmt's oder hab ich recht, Lenny?«

Lenny nickt so heftig, dass ihm der Kopf vom dünnen Hals zu fallen droht.

»Nicht sehen, nicht hören, Boris«, sagt er und klingt irgendwie wie eine weinerliche Schlange. »Kinder! Wir *hassen* sie. Immer im Weg, diese Blagen.«

»Dann sollten wir sie am besten rasch **verschwinden** lassen, oder?«, sagt Boris. Er fixiert mich mit seinen schwarzen Käferaugen. »Wo doch all diese Polizisten und Feuerwehrleute auf dem Weg hierher sind.«

»Wahrscheinlich auch noch die Armee, würde mich

nicht wundern«, sagt Lenny, offensichtlich sehr zufrieden mit seinem Spruch.

Ein Fehler.

Boris dreht sich zu ihm um. »Findest du das lustig, Lenny?! Siehst du mich lachen, Lenny? Siehst du?!«

Wieder nickt der Dünnhalsige, bevor ihm dämmert, dass Kopfschütteln besser gewesen wäre. Er wird blass wie ein Gespenst.

»Nein, Boris. Tut mir leid, Boris.« Er streckt sein knochiges Kinn vor. »Zeit, diese nervigen Gören schnell verschwinden zu lassen und die Kohle für die Eier einzustreichen, Boris. Boss.«

Ich habe solche Angst, dass ich das Gefühl habe, ich hätte meinen Adamsapfel verschluckt. Oder meine Stimmbänder.

Annabel versetzt Boris einen weiteren Tritt gegen das Schienbein, aber er klemmt sie einfach unter einen seiner massigen Arme, was sie noch wütender (und noch röter) macht.

»Lass sie los!«, krächze ich. (Stimmbänder sind noch da. Puh.) »Das ist Freiheitsberaubung!«

Ich gehe mit großen Schritten auf ihn zu, aber er schlägt mich einfach beiseite wie eine Mücke.

»Zeit zu verschwinden, Kinder«, knurrt er. »Gute Nacht.«

»Sag nur ein Wort, Boris, und ... ich erledige es«, sagt Lenny und schleicht sich auf seine schlangenhafte Art näher heran.

»Das habe ich gerade getan, Dummkopf«, dröhnt Boris. »Also, warum sind sie immer noch hier? KÜMMERE DICH DARUM.«

»Klar. Sofort. Ja, Boris. Ich mache mich sofort daran ...«

Lenny packt mich und drückt mir den Arm auf den Rücken. Boris lässt Annabel auf den Boden sinken, und dann hat Lenny auch sie im Schwitzkasten. Sie verstummt. Und ist jetzt fast so blass wie Lenny – der stärker ist, als er aussieht. SCHLUCK.

Er beginnt, uns von der Tür wegzudrängen. Bleibt stehen.

»Ent-, entschuldige, Boris«, flötet er, »aber wenn du sagst ›kümmere dich darum‹, was genau ist dann das ›Darum‹, um das ich mich ›kümmere‹, wenn ich fragen darf? Und wo genau finde ich es?«

Boris sieht aus, als würde er gleich ausrasten, also treibt Lenny uns zur Seite des Gebäudes, wobei er ausrutscht, stolpert und strauchelt.

Dort bleibt er wieder stehen und atmet schwer. Dann blickt er erst zurück, dann nach vorn.

Dabei guckt er ziemlich verwirrt aus der Wäsche ...

Lenny hat keine Ahnung. Oder besser gesagt: keinen PLAN.

Ich werfe einen Blick auf Pogo, der immer noch neben dem Mülleimer sitzt, wo ich ihn zurückgelassen habe, und mich beobachtet.

Nein, nein, kleiner Kerl. Nicht bewegen. Böse Männer! Lass dich nicht von ihnen entdecken. Er duckt sich wieder aus dem Blickfeld. Nicht dumm, dieser Pinguin. Wenn er doch nur um Hilfe rufen könnte ...

»Um Himmels willen, Lenny!«, brüllt Boris und kommt auf uns zu. »Gib sie her. Du bist echt zu nichts zu gebrauchen. Ich kümmere mich selbst um diese kleinen Probleme. So wie ich es *immer* tue.«

Er schnappt uns und klemmt uns unter seine massigen Arme. Wir zappeln wie zwei Fliegen, die in einem Glas gefangen sind. Zwecklos.

»Mach die Tür zu diesem Vogelhaus auf, Lenny, und such die Eier. Ich widme mich den Kleinen. Oder ist der große Vogel zu gruselig für dich, du Pappnase?«

»Nein, Boss, alles klar. Ich kümmere mich drum, Boss.«

Und diesmal tut er das wirklich. Lenny greift nach der Axt und schlägt das Vorhängeschloss von der Tür – mit einem mächtigen Hieb, der ihn fast von den Beinen reißt. Dann stürzt er kopfüber ins Haus. Ein bisschen zu mächtig, dieser Hieb.



Kapitel 22

Im nächsten Moment stiefelt Boris über Lenny hinweg und zerrt mich und Annabel mit sich ins Vogelhaus. Annabel strampelt jetzt wieder wild um sich und boxt in die Luft, aber Boris hält sie einfach höher, als wäre sie wirklich nur eine Fliege. So dicht an Boris' prallen Muskeln und seiner SEHR verschwitzten Achselhöhle versuche *ich* es eher mit einer Art »Pinguin-Starre«. Habe ich aufgegeben? NEIN. Ich wiege den großen bösen Boris nur in falscher Sicherheit, nicht wahr? Denn so langsam MACHT ER MICH WIRKLICH WÜTEND.

»Er ist hier drüben, Boss. Der Vogel«, kreischt Lenny ganz aufgeregt. »Ich hab ihn gefunden!! Ich hab die Eier, Boss!!«

»Dann her damit! Wir haben es EI-LIG!«

Boris prustet wie ein kranker Seelöwe und hält Annabel direkt vor sein breit grinsendes Gesicht. »*EI-LIG*«. Kapiert? Ich bin ein echter Witzbold, nicht wahr, kleine Dame?«

»**LASS SIE IN RUHE!**« Das war meine Stimme. Ohne meine Erlaubnis!

Könnte ein Fehler gewesen sein.

Boris' riesiger Kopf dreht sich auf seinem dicken Hals, ganz langsam, wie bei einem Gorilla. Er entdeckt einen leeren Käfig, reißt die Tür auf und lässt Annabel darin auf den Boden plumpsen. Dann knallt er das Gitter zu, schließt ab und verstaut den Schlüssel in seiner Hemdtasche. Jetzt darf *ich* in seine gemeinen Augen starren, hochgehalten am Hosenbund meiner Jeans. Hui: Sein Atem müffelt noch weit schlimmer als der von Pogo.

»Hast du was zu sagen, Junge?«, knurrt Boris.

Die richtige Antwort wäre jetzt: »Nein, Sir«.

»**Lass sie raus, DU BESTIE!!**«, brülle ich stattdessen.

»Ooooh, willst du den Helden spielen, was, Großer? Ich hab SO eine Angst. Mir schlottern richtig die Knie, siehst du?« Boris schüttelt seinen massigen Körper, und meine Zähne fangen an zu klappern, als hätte ich Angst. Was natürlich auch **STIMMT**.

Er kippt mich kopfüber – einfach, weil er's kann. All mein Blut schießt mir in den Kopf, also hoffe ich mal, dass er mir kein Loch in den Schädel schlägt. Jetzt ist definitiv der Moment, den Mund zu halten, Stanley. Und in einer Krise deinen Mann zu stehen, so wie Oma im Krieg.

Und das hier ist definitiv eine **KRISE**.

Sogar Annabel ist still geworden.

Boris schwingt mich hin und her, als wäre ich das Pendel einer Standuhr. Und ich zähle die verbleibenden Sekunden meines Lebens, wenn mir nicht **EXTREM** schnell ein Fluchtplan einfällt.

Nee. Mir fallen absolut keine Pläne ein, selbst mit all dem zusätzlichen Blut in meinem Gehirn.

Aber Moment mal. **WOW!** Was ist das ...?

Hektisches Flügelschlagen und lautes Gekreische hallen durch das Vogelhaus, vermischt mit verzweifelten **Schreien** von Lenny.

»**HHIILLFE! BOSS, ER HAT MEINEN ARM! DER GROSSE VOGEL! NIMM IHN RUNTER VON MIR, BOSS! ER BRINGT MICH UM!!**«

Boris schubst mich zur Seite. »**Keine Bewegung!**«, befiehlt er.

Als ob ich zu einer Bewegung überhaupt fähig wäre. Ich fühle mich, als säße ich in einem wild gewordenen Teetassen-Karussell. Oder als steckte ich fest in Liams Spielzeug-Kaleidoskop. Der große, böse Boris ist nur noch ein riesiger, verschwommener Fleck.

Aber ... ich bin frei!

JA, Vinnette, LOS, MÄDEL! GIB'S IHNEN!

»Sieht so aus, als wäre es bald vorbei, Annabel«, krächze ich. »Nicht den Kopf hängen lassen ...«

Keine gute Wortwahl, wenn man bedenkt, wie viel sie in letzter Zeit »hängen gelassen« wurde. Ich glaube aber nicht, dass sie mich gehört hat. Es klingt, als würde am anderen Ende des Gebäudes eine gewaltige Schlacht toben: Vinnettes angstvolles Kreischen vermischt sich mit Lennys Schreien, die jetzt sehr gequetscht klingen, als hätte sie ihn vielleicht an der Nase erwischt. Boris brüllt etwas, das selbst Billy nicht zu wiederholen wagen würde.

Annabel zischt mich an wie eine wütende Schlange. »Wir müssen etwas tun, Stan. Vinnie braucht uns!« Sie rüttelt an der Tür ihres Käfigs. »Hol mich SOFORT hier raus!«

Ich rappele mich mühsam auf.

»Geht nicht«, sage ich. »Boris hat den Schlüssel mitgenommen.«

»Dann such etwas, womit du das Schloss knacken kannst. Oder probier den Schlüssel vom nächsten Käfig ... Vielleicht sind sie identisch ...«

Hmmm. Soll ich? Vielleicht ist Annabel dort am sichersten, wo sie ist.

Plötzlich: ein KRACHEN! Die Eingangstür fliegt auf. Es ertönt ein Kratzen wie von riesigen Krallen – und ein herzerreißender Schrei von Vinnie.

Dann hören wir das Schlagen schwerer Flügel und in einem Sturm aus Sägemehl und Federn purzelt ein Durcheinander aus Vogel und Einbrecher hinaus in den Hof. Ein blendend gelbes Notlicht geht an. Es fühlt sich an, als wären wir in einem Film und die Polizeiautos wären gerade vorgefahren.

Ich wünschte, das *wäre* so.

Zurück in meinem echten Leben versucht Annabel noch immer mit aller Kraft, sich durch die Gitterstäbe zu zwängen, und ich lausche weiter den markerschütternden Schreien, Rufen und dem Gerangel von draußen. Vergiss Annabel. So wie es sich anhört, bin *ich* hier sicherer!

Sie lässt nun ihrer Wut endgültig freien Lauf und stampft in ihrem Gefängnis auf und ab. »Steh nicht einfach nur da, Stanley!! Tu etwas. Du kannst das!«

Kann ich?

Wisst ihr was? Ja. Plötzlich KANN ich es wirklich. Ich sehe winzige Adlerküken, die wegen zweier gieriger Trottel vielleicht nie fliegen lernen werden; ich sehe den kleinen Pogo da draußen, der sich hinter einem stinkenden Mülleimer zu Tode fürchtet, wegen mir und *meinem* dummen – egoistischen – Plan.

Plötzlich bin ich SUPER WÜTEND auf *mein dummes Leben*. Wütend wie eine Wespe, die in einem Marmeladenglas festsitzt.

Nein, noch wütender ...

Wütend wie eine Wespe, die in einem Marmeladenglas festsitzt, in dem keine Marmelade ist, sondern nur eingelegte Zwiebeln.

Wütender. Wütend wie hundert Wespen, die in einem Marmeladenglas festsitzen, in dem keine Marmelade ist, sondern nur eingelegte Zwiebeln, und die zusehen müssen, wie ihre verhassten Wespenfeinde über ein Eis am Stiel herfallen. Mit Zuckerstreuseln ... und außerdem durften sie heute niemanden stechen.

Wütend auf den Mistkerl Boris, der Kinder schikaniert, Müttern ihre Babys stiehlt und meine (quasi) Freundin in einen Käfig sperrt; wütend, wütend, WÜTEND auf Arnie Mason und seine Idiotentruppe wegen all der dummen Sprüche und des Gelächters und weil sie mein Mittagessen in die Toilette gekippt haben, und wegen der ganzen GROSSEN SCHWIMMKRISE, die mich überhaupt erst in dieses gewaltige Chaos gebracht hat.

Und ja, wütend auf MICH, wegen meines dummen, egoistischen Plans, der uns allen dieses noch viel gewaltigere Chaos eingebracht hat ...

Ich stürme aus dem Vogelhaus. Diesmal wirklich ohne Plan. Ich sehe bloß Rot, ROT, ROT ...

... und Boris. Kopfüber hängt er an seinen Hosenträgern an Vinnies Klauen, zwei Meter über dem Boden. Sein Gesicht wirkt im fahlen Licht der Notlampe doppelt so grauenhaft. Vinnie schüttelt ihn wie ein Hund, der mit einem Stoffkaninchen spielt. Ich gehe in die Hocke, in der Hoffnung, dass sie ihn nicht auf mich fallen lässt. Ich verdiene einen besseren Tod.

»LASS MICH LOS, DU BLÖDER VOGEL!! LOSLASSEN! SOFORT!!« Boris zappelt und tritt um sich.

Vinnie schüttelt ihn nur noch heftiger.

Etwas Silbernes fällt zu Boden und springt klirrend auf dem Beton auf. Boris' künstlicher Zahn?

Nein – ein Schlüssel! *Der* Schlüssel. Zu Annabels Käfig! Er muss es sein.

Wo ist er gelandet? Kann ich rüberkriechen – ihn erreichen?

Traue ich mich, mich zu bewegen?

Boris schwingt nun tiefer, direkt über meinem Kopf. Sein Gesicht sieht aus wie eine Rote Bete mit Kulleraugen. Ich erhasche einen Blick in seine gruselig behaarten Nasenlöcher.

»LENNY!! WO BIST DU? TU WAS, DU IDIOT!!«, kreischt er. »BEVOR SIE MICH AUF DEN KOPF FALLEN LÄSST!«

Da hast du deine Antwort, Stanley. *Stell dich tot, du Idiot* – denn wenn Boris auf *deinem* Kopf landet, bist du wirklich tot. Ich bleibe hocken, mein Herz klopft wie verrückt, und ich habe keine Ahnung, was ich als Nächstes tun soll.

Lenny kauert ein paar Meter entfernt an der Wand, zittert und wimmert, seine Jacke an die Brust gepresst. Aber dann TUT ER ETWAS.

Er rennt los ... auf *mich* zu.

Vinnie wirft Boris wie einen Klumpen auf den Boden, dreht sich um und stürmt hinter Lenny her. Mit *dem* wilden Kreischen hätte sie definitiv eine Rolle im nächsten Dino-Film sicher.

»**Schneller, Lenny!**«, keucht und prustet Boris. »**LAUF!!! UND LASS SIE DIE EIER NICHT ZURÜCK-HOLEN, SONST VERFÜTTERE ICH DICH AN SIE ZUM ABENDESSEN.**«

Was? Moment. *Lenny hat die Eier!!!*

Es geht alles blitzschnell. Ich rolle über den Boden und strecke meinen Fuß aus. Lenny stolpert darüber ... und fliegt durch die Luft. Seine dünnen Arme schlagen wild um sich ...

Eier fliegen durch die Luft ...

Eins,

zwei,

drei!!!!

OMG. NEIN!!! Was habe ich getan?

Dann, wie aus dem Nichts ... springt ASIF mit dem Kopf voran ins Geschehen. Aber wie ... Woher ...??

Er fängt die Eier mitten im Flug – eins – zwei – drei.

Und wirft sie
eins,

zwei,

drei – zu **MIR!!!**

Zu **mir** – der selbst beim FANGEN SPIELEN immer verloren hat und dem strikt untersagt wurde, sich je noch einmal als Torwart zu versuchen.

ZU **MIR** – der losspringt, als wäre ich der springlebensdigste springende Punkt höchstpersönlich ...

ein superkräftiges Super-Känguru, das durchs Outback hüpfte

und ...

... und die Eier fängt!!...

eins,

zwei,

drei

in meinem Sweatshirt ...

... während Asif flach auf dem Bauch landet, Nase an Nase mit Lenny.

»Was für eine Parade, Stanley!«, keucht er. »Da will ich die Wiederholung sehen!«

Aber keine Zeit, mir das Shirt über den Kopf zu ziehen oder eine Ehrenrunde zu drehen. Ich bemerke, wie Vin-

nie ihren Kopf in meine Richtung dreht. Denn jetzt bin **ich** der Eierdieb, oder?

Der Alarm des Zoos rettet mich, ein dröhnendes Nebelhorn. Ihr erinnert euch: das Ding, das klingt wie eine Luftschutzsirene aus dem Krieg. Wir schauen alle nach oben, ob sich Bomber nähern. Lenny würde sich vielleicht sogar freuen, welche zu sehen, wenn man Boris' Gesichtsausdruck betrachtet, jetzt, da er die Eier verloren hat.

Dann Vinnie: Die furchterregende, wilde Mutter schießt über das Dach und stößt wegen des ohrenbetäubenden Lärms einen fensterzerberstenden Schrei des Entsetzens aus.

»Komm zurück, Vinnie! Was ist mit deinen Kleinen?«

Es ist Annabel: Sie hüpfte im Hof herum, fuchtelt mit den Armen und ruft uns zwischen den Tönen der Luftschutzsirene etwas zu. Ihr Pferdeschwanz hat sich gelöst, und ihre Haare wehen wie eine Löwenmähne.

Moment ... Annabel?!

»Wie hast du ...?«, stammle ich und werfe ein Auge auf Boris, der sich hochgerappelt hat und wie ein betrunkenen Seemann schwankt.

»Eine Haarklammer«, keucht Annabel, die jetzt

näherkommt. »Ich habe das Schloss geknackt. Und wie ihr hören könnt, habe ich den Alarm gefunden.« Sie steht aufrecht da und zeigt auf Boris und Lenny. »Also, ihr beiden – ihr landet SO WAS VON im Knast!«

Wie auf Kommando hört man in der Ferne das Stampfen von Stiefeln und laute Rufe. Die Zoowärter kommen! Wir sind gerettet. (Nur bitte, lass keinen von ihnen sich an mich erinnern ...)

Boris erstarrt, dann breitet sich ein böses Grinsen auf seinem Gesicht aus. Böser als sonst – was nicht leicht ist. »Ins Gefängnis? Oh, das glaube ich nicht, Kleine«, knurrt er Annabel an. Dann zeigt auch er mit dem Finger ...

Auf Pogo, der hüpfend und watschelnd auf uns zukommt, wohl durch den Alarm aus seinem Versteck aufgeschreckt. NEIN! *Nicht jetzt, Kleiner! Geh zurück!!*



Kapitel 23

Bevor ich mich auch nur bewegen kann, hat Boris Pogo schon gepackt. Der zeigt seinen Unwillen wie gewohnt, indem er Boris' Daumen mit dem Schnabel bearbeitet. Boris stößt ein weiteres böses Wort aus und hebt Pogo hoch über seinen Kopf.

»Hör zu, junge Dame«, spottet er, »Lenny und ich, wir verschwinden jetzt von hier. MIT den Eiern.« Er starrt mich finster an. »RÜCK SIE RAUS, DU PFLAUME. Oder dein Pinguin-Kumpel bekommt es zu spüren, und zwar so richtig!«

»Ja«, wirft Lenny ein. »Wir werfen ihn den großen, hässlichen Seelöwen vor, nicht wahr, Boss? Die sehen richtig hungrig aus, das kannst du glauben.«

Boris starrt ihn an. »Das ist deine erste gute Idee über-

haupt!«, sagt er dann und schaut sich um, weil gerade ein paar Sicherheitsleute und Tierpfleger mit lautem Reifenquietschen eintreffen, »und gerade noch rechtzeitig, um deinen dünnen Hals zu retten ...«

»BLEIBEN SIE, WO SIE SIND!!«, befiehlt eine laute Stimme. »UND SETZEN SIE DAS TIER AB! VORSICHTIG! DIE POLIZEI IST UNTERWEGS, ALSO MACHEN SIE KEINE DUMMHHEITEN, OKAY?«

Boris lacht nur. »Her mit den Eiern!«, zischt er mich an und schüttelt den armen Pogo, der aussieht, als hätte er Höhenangst, so wie er da oben herumwirbelt. »Sofort! Wenn du deinen kleinen Freund retten möchtest.«

»NICHT, STANLEY!«, schreit Annabel.

»TU ES, STANLEY!«, ruft Asif. »DENK AN POGO!«

»Gib her. LOS!«, faucht Boris. »Und dein Sweatshirt, damit ich sie einwickeln kann!«

Und ich tue es. Wie befohlen. Denn Pogo ist in Gefahr. Und alles meinetwegen.

»Tut mir leid, Vinnie«, murmele ich. Das tut es wirklich.

Boris entfernt sich mit den Eiern in der einen und Pogo in der anderen Hand. Lenny ist dicht hinter ihm und lugt über seine Schulter zu uns zurück.

»BLEIBT WEG!«, befiehlt Boris den Zooleuten. »IHR KNIRPSE AUCH, SONST KRIEGEN DIE SEELÖWEN GLEICH EINEN LECKEREN MITTERNACHTSPINGUINSNACK ...«

»Bleibt zurück. **BITTE!**«, rufen Asif und ich den Zoowächtern zu. »**Die meinen es ernst!**«

Die Männer stürmen trotzdem vorwärts und rennen auf Boris zu. Einige keuchen mit roten Gesichtern vorwärts, andere sprinten so schnell, als wäre dies ihr großer Augenblick, den Helden zu spielen.

Erwachsene. Sie hören einfach NIE ZU.

Boris schiebt Lenny aus dem Weg und rennt los – wie ein riesiger, schwerfälliger Rugbyspieler, der auf ein Gedränge zusteuert. Pogo hält er dabei unterm Arm, als wäre er der Ball. Er ist erstaunlich schnell. Wir rennen ebenfalls: Annabel, Asif und ich.

Boris läuft auf das Becken des Aquariums zu, wo die Seelöwen mit einem Mal wie die Wölfe heulen. Pogo fängt sofort an, vor Angst zu kreischen.

»Wir kommen, Pogo«, rufe ich. »Ich komme.« Ich beschleunige, und meine riesigen Füße sind plötzlich ein Vorteil: wie zwei Sprungbretter, die mich vorwärts katapultieren. »Ich rette dich, kleiner Kerl ...«

Boris dreht sich kurz um, sieht, dass wir näherkommen, und bevor ich ihn erreiche, schleudert er den kleinen Pogo über die Mauer zu den Seelöwen.

Pogo fliegt in hohem Bogen und schlägt dabei panisch mit den Flügeln – dann landet er mit einem PLATSCH im Becken.

»NEEEEEEEIN!«, rufe ich.

Ich bin als Erster an der Mauer und entdecke Pogos kleinen Kopf im Wasser auf und ab wippen, während sich die Seelöwen um ihn herum langsam nähern. Einige gleiten mit ihren massigen, schwerfälligen Körpern extra von den Felsen herab. Andere KLATSCHEN tatsächlich, ich schwör's.

Pogo strampelt nun um sein Leben. Warum macht er es nicht wie ein typischer Pinguin: sich ducken, abtauchen und davonschwimmen? Oder versucht es wenigstens? »Komm schon, Pogo«, rufe ich, »schwimm! Verschwinde! Du schaffst das!«

Dann fällt es mir ein: Er ist zu jung. Quasi noch ein Baby. Er kann noch nicht schwimmen. Seine Federn sind noch nicht wasserabweisend. Er würde wie ein feuchter Klumpen untergehen.

Tu was, Stanley!

Aber was? Der Pool sieht tief aus. Und *ich* kann leider *auch* nicht schwimmen.

»Alles wird gut, Pogo. Bleib ruhig. Rettung ist unterwegs! Alles wird gut.«

Ich sehe mich um. »Annabel! Irgendwer ... Hallo?!! HELFT IHM!«, rufe ich. »HELFT IHM!«

Aber da ist nur Asif neben mir, der schneller blinzelt als je zuvor. Wachen, Tierpfleger und Annabel laufen in die andere Richtung. Sie verfolgen Boris, als wäre *er* der Rattenfänger von Hameln.

»**Kommt zurück!**«, schreie ich. »**Was ist mit Pogo?! Was soll ich machen?!**«

»Er braucht Hilfe«, sagt Asif und nickt. Wie immer stellt er das Offensichtliche fest.

»Sag *BITTE*, dass du schwimmen kannst, Asif«, flehe ich, Pogo immer noch fest im Blick, der wie eine Boje auf und ab wippt.

Asif hört auf zu nicken. »Nee«, sagt er. »Und du?«

»Nee«, sage ich.

Springe aber trotzdem mit einem Satz ins Wasser.

Dumm, ja, ich weiß. Durchdacht habe ich das nicht. Aber nun bin ich hier im Wasser ... das mir bis zu den

Achseln geht. Dann wate ich auf Pogo zu, fast so, als hätte ich einen Plan und würde mir nicht vor lauter Angst jeden Moment in die Hose machen.

Die GROSSE SCHWIMMKRISE kommt mir in den Sinn: das Wasser, das mir in Hals und Ohren geschossen ist, das Sinken. Wie ich von der verdammten Annabel gerettet wurde. Die Scham. Das Gelächter. **Die schreckliche Ahnung meines nahenden Todes.**

Aber irgendwie bewege ich mich weiter. Die Seelöwen allerdings auch, immer weiter in Richtung ihres Mitternachtssnacks.

Was, wenn sie auch unschuldige Jungs fressen? Was, wenn sie mich untertauchen, nur so zum Spaß? Oder aus Versehen?

Was, wenn das Becken in der Mitte tiefer wird?

Was, wenn ich nicht rechtzeitig bei Pogo bin ...

Ich muss es schaffen. Komm schon, Stan. Sei Onkel Frank, der es als Schiffsbrüchiger bis ans Ufer einer einsamen Insel schafft, um den Rest seines Lebens von Kokosnüssen und Steinkrabben zu leben. Hoffentlich – die andere Version seines Verschwindens ist weniger ermutigend.

Ich habe solche Angst, dass mein Herz tatsächlich stehen bleiben könnte.

Aber wie ängstlich mag erst Pogo sein??

Ich wate am größten Seelöwen vorbei, den ich je gesehen habe. Er brüllt mich an, zeigt seine RIESIGEN Zähne, taucht dann ab und verschwindet. Hoffentlich nicht, um neben mir wieder aufzutauchen und mir ins Bein zu beißen. Die Gefahr, mich einzunässen, steigt. Genau wie das Wasser.

Ich bin fast bei Pogo, umgeben von Seelöwen. Und – AAAHHHH – etwas verfolgt mich! Etwas, das durchs Wasser gleitet, es in heftige Bewegung versetzt und mich fast von den Beinen reißt.

Der große Seelöwe?

Ein Hai?

Ich wage es nicht, mich umzusehen. Ich wage es nicht, nach vorne zu schauen, auf die Seelöwen, die mich von Pogo trennen.

Ich schließe die Augen und warte auf das (nasse) Ende von Stanley Green.

Wenigstens sterbe ich einen Heldentod ...

Das Wasser hebt und kräuselt sich um meine Brust; hebt und kräuselt sich, als wäre ich draußen auf dem

Meer wie Großonkel Frank. Es reißt mich von den Füßen und auf den Rücken.

OMG. HILFE. Jemand hat den Boden des Pools verschoben!!

Ich weiß nicht, was ich tun soll.

Ich stramble wie Pogo. Ich gehe unter ...

Und dann ... *doch* nicht.

Meine Füße paddeln im Wasser – ganz von selbst, ohne dass ich es ihnen befehle. Sie bewegen sich auf und ab wie Taucherflossen ...

Wo haben sie das denn gelernt?!!

Ich treibe!

Ich treibe tatsächlich auf dem Wasser!!!

Ich öffne ein Auge – und sehe in Pogos runde Augen. Er starrt mich an, während er auf der Wasseroberfläche sitzt und mit seinen kleinen Flossen paddelt.

Und weit und breit kein Seelöwe.

Nur Annabel, die hinter uns im Wasser schwimmt und völlig fassungslos schaut.

»Du kannst doch gar nicht schwimmen!«, sagt sie und spuckt sich Haarsträhnen aus dem Mund. »Du kannst dich nicht einmal über Wasser halten!!«

Ich spucke Wasser aus, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, ob Seelöwen beim Schwimmen kacken.

»Ich weiß!«, stottere ich. »Aber ich tue es gerade. ICH KANN ES!«

»Ziemlich dumm, einfach reinzuspringen«, sagt sie. »Sogar für deine Verhältnisse.«

»Danke«, sage ich und beginne zu sinken ...

»... Aber auch ziemlich heldenhaft.«

Ich höre auf zu sinken. Ein **Held**? Ich, Stanley Green? Nein. Ich hab nur ausnahmsweise mal meinen eigenen Schlamassel bereinigt.

»Danke«, sage ich und halte mein Kinn über Wasser. »Aber du hast recht. Es war wirklich dumm. Und jetzt muss ich raus aus dem Wasser!«



Kapitel 24

Wir treiben und waten gemeinsam im Wasser, Pogo, Annabel und ich. Ich gehe nur zweimal unter. Und auch nur ein bisschen. Es stört mich nicht mal, dass Annabel mir hilft. Jedenfalls nicht sehr.

Dann sitzen wir auf der Mauer, zitternd in unseren nassen Klamotten (in Pogos Fall eher Federn). Er rutscht näher an mich ran und schmiegt sich unter meine Achsel. Wir starren vor uns hin, völlig durchnässt und verstört – aber vor allem froh, am Leben zu sein und nicht als Seelöwen-Hackfleisch zu enden. Bilder huschen durch meinen Kopf wie Filmausschnitte beim Vorspulen. Ein Film, in dem ich offenbar mitspiele. Die Teile passen nicht zusammen.

Bis sie es DOCH tun.

»WARTE! Annabel! Oh mein Gott, **die Eier!!** Boris, Lenny – sie sind doch nicht entkommen, oder? Oder etwa doch? Wo ist Vinnie? Geht's ihr gut? Annabel!«

Ich schaue mich um und dann nach oben. Absolut niemand zu sehen. Nichts außer dem Mond und dieser gruseligen Piratenflagge, die zwischen den Bäumen flattert. Alles ist still. ZU still. Und Asif ist auch nicht da.

»Und Asif!«, ich springe auf und suche den Pool ab. »Er ist doch nicht auch reingesprungen, oder? Annabel?!«

»Okay, beruhige dich, Stan.« Annabel grinst – zum ersten Mal überhaupt. »Alles ist okay. Mehr als okay. Asif geht es gut. Er ist bei den anderen Pinguinen ... und hilft, sie nach Hause zu bringen.«

»Was ... die anderen ... warum? Ich versteh nicht ...«

Annabel bringt mich zum Schweigen. »Warte. Hör einfach mal zu, ich versuche es dir zu erklären.«

Den Befehlston hat sie also noch drauf. Der wurde im Wasser wohl nicht von ihr abgewaschen. Pech gehabt.

»Allen geht's gut. Die Eier sind in Sicherheit. Und zwar unversehrt. Vinnie ist auch zurück. Ich hab sie gerade gesehen, wie sie zurück zum Vogelhaus geflogen ist.«

»Aber Boris und Lenny«, werfe ich ein, »ihr habt sie doch gefangen, oder? Sagt mir, dass ihr sie gefangen habt!«

Annabel strahlt, und ihre Augen glitzern dabei mehr als ihre Turnschuhe es je getan haben. »Das ist das BESTE DARAN, Stan.« Sie schüttelt lachend den Kopf. »Das glaubst du nie. Die *Pinguine* haben es getan!! Sie haben Boris und Lenny gefangen!! Es war eine ganze Horde – große, kleine, gestreifte, und welche mit orangefedern auf dem Kopf. Echt jetzt! Sie kamen einfach um die Ecke und haben Boris und Lenny den Weg versperrt. Haben sie beim Löwengehege so umzingelt, dass sie sich keinen Zentimeter bewegen konnten. Sie standen einfach so da, Schulter an Schulter, als würden sie vor einem Palast Wache stehen oder so. Das hättest du sehen sollen, Stanley!! Ehrlich, es war genial!«

Sie lacht so heftig, dass sie fast wieder ins Wasser fällt.

»Ich seh die beiden immer noch, wie sie da stehen, neben den Löwen, die ziemlich wütend waren, weil sie geweckt wurden, und dabei die Hintern der beiden Halunken schon mal hungrig in Augenschein genom-

men haben. Die Pinguine wie kleine Leibwächter, mit gestreckter Brust. Kein Zentimeter Abstand zwischen ihnen. Boris und Lenny quietschten wie ein paar Luftballons. Von einer Horde Pinguine ausgebremst!! Es war einfach GROSSARTIG, Stanley! Ich wünschte, du hättest es gesehen!«

Ich nicke. Ich auch. Wirklich GROSSARTIG!

Pinguine sind der HAMMER. Absolut der Hammer!!! An Land genauso wie im Wasser!

»Hey, Pogo«, flüstere ich, »hörst du das? Deine Freunde sind gekommen, um dich zu suchen, kleiner Kerl! Und sie haben auch die Adlerküken gerettet.«

Moment mal. Mir fällt das Pinguengehege wieder ein, mit der Mauer drum herum, über die ich in aller Eile gesprungen bin.

»Aber wie haben die Pinguine das gemacht? Wie sind sie rausgekommen?«

Annabel zuckt mit den Schultern. »Das war Asif. Er ist verschwunden und dann wieder aufgetaucht, mit den Pinguinen im Schlepptau, und hat sie angeführt. Dann ist er wieder verschwunden.«

Wow. Asif. Mein neuer Nachbar steckt wirklich voller Überraschungen. Ich sehe ihn jetzt in einem ganz

neuen Licht. Er ist *klein, aber oho*, wie Oma sagen würde. Vielleicht ist es gar nicht so schlimm, ihn als Nachbarn zu haben.

Und wenn sein Vater wirklich Erfinder ist – nun, das könnte sich tatsächlich als sehr nützlich erweisen ...

Wir betrachten die Seelöwen, wie sie im Becken dahintreiben. Ihre großen mandelförmigen Augen leuchten im Mondlicht. Mein Gehirn mag ein wenig durchnässt sein, aber sie sehen freundlich aus, als würden sie lächeln. Auf jeden Fall wirken sie gut genährt.

»Die wollten Pogo gar nicht fressen, oder?«, sage ich. »Wieso hab ich das bloß gedacht? Was bin ich für ein Idiot.«

Annabel schüttelt den Kopf, Wasser spritzt umher. »In freier Wildbahn vielleicht«, sagt sie. »Aber die hier haben das nicht nötig. Im Zoo gibt's Zimmerservice. Ich schätze, sie wollten nur Hallo sagen.«

Sie springt von der Mauer herunter. »Du warst aber kein Idiot. Jedenfalls diesmal nicht. Du hast dich nur um Pogo gekümmert.« Sie trocknet sich die Hände an ihrer Jeans ab. »Weißt du noch, wie ich gesagt habe, es war dumm, da reinzuspringen, obwohl du nicht schwimmen kannst ...?«

Schon gut, Annabel. Du musst nicht noch drauf rumreiten.

»Na ja, das war es. Aber es war auch ziemlich mutig, finde ich. Angesichts all der Gefahren ... Boris und so.«

Ich lächle verlegen. »Ja. Kann sein. Danke. Ich hatte allerdings ORDENTLICH SCHISS.«

»Ich auch«, gibt Annabel zu. »Danke, dass du mich verteidigt hast, als es brenzlig wurde. Nicht, dass ich deine Hilfe gebraucht hätte.«

»Natürlich nicht«, sage ich. »Danke, dass du in das Seelöwenbecken gesprungen bist. Nicht, dass ich deine Hilfe gebraucht hätte.«

Annabel lächelt. »Diesmal nicht, das stimmt. Und gern geschehen. Aber du schuldest mir auf jeden Fall neue Turnschuhe. Die hier sind hinüber.« Sie zieht einen aus und gießt Wasser und etwas Grünes, Schleimiges heraus. Es ist kein bisschen Glitzer mehr daran.

»Träum weiter«, sage ich.

Und dann lachen wir schon wieder, ohne zu wissen, warum. Vor allem ich, denn das mit den Turnschuhen meint sie vermutlich ernst. Und Glitzer ist nicht billig.

Wie auch immer – denkt ihr, ich bekomme endlich meinen Heldenempfang dafür, dass ich mein Leben riskiert habe, um Pogo zu retten? Der, wie sich herausstellt, schon vor Boris und Lenny und den Seelöwen vom Aussterben bedroht war. Ein Brillenpinguin, wie Asif gesagt hat, damals in meinem Garten, bevor meine Füße und ich Freunde wurden.

NATÜRLICH NICHT. NICHT IM GERINGSTEN.

Was ich bekomme, ist eine Standpauke ... von einem Chor aus Tierpflegern und mürrischen Wachen, die jetzt lieber in ihren Betten wären.

Leichtsinniges Verhalten. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Ich hätte ertrinken können. Unverantwortlich. Hätte auf Hilfe warten sollen; habe auch noch andere Kinder in Gefahr gebracht; ganz zu schweigen von den Seelöwen usw. usw. usw.

Alles wahr.

Aber trotzdem sind sie ein klitzekleines bisschen beeindruckt, das merke ich genau!

Sogar der Tierpfleger mit den schwarzen Stiefeln – ja, genau der. Er gehört zum Rettungskommando, und ich habe es nicht einmal bemerkt. Dafür hat *er mich* bemerkt.

»Ich vergesse nie ein Gesicht«, verkündet er. »Vor allem nicht eins, das Ärger verspricht, so wie deins ...«

Seltsam. Ich bin mir nicht sicher, ob Gesichter irgend etwas versprechen. Aber lass gut sein, Stanley. Lass gut sein ...

»Glaub bloß nicht, du wärst schon aus dem Schneider, Junge«, schnaubt er. »Es gibt noch einen Haufen Fragen, Junge, die beantwortet werden müssen. Du und deine Bande hier, ihr habt unbefugt das Gelände betreten, nicht wahr? Ihr habt hier nichts zu suchen. Daran führt kein Weg vorbei. Das unbefugte Betreten des Zoos ist streng verboten. Dann ist da noch die Sache mit diesem kleinen Pinguin hier – was genau hat er überhaupt bei dir gemacht? Verdächtig. Sehr verdächtig, Junge.«

Er streckt die Brust heraus. »Aber da du und deine kleine Truppe geholfen habt, diese schrecklichen Eierdiebe zu fassen, und den Pinguin wohlbehalten zurückgebracht habt ... Nun, da könnte ich mich vielleicht dazu durchringen, beim Chef ein gutes Wort für euch einzulegen.«

»Könnten Sie das?«, sage ich, unsicher, ob das die richtige Antwort ist. »Würden Sie?«

»Ich *könnte* es«, sagt er, legt mir seine schwere Hand auf den Kopf, räuspert sich und kehrt zu seinem üblichen mürrischen Gegrummel zurück.

»Also, ihr schreckliche Bande. Ich schätze, ich muss euch wohl Handtücher und heiße Getränke besorgen, damit ihr euch keine Lungenentz... keine Lungenent... damit ihr euch nicht noch verkühlt in meiner Schicht. Ab ins Büro mit euch, vorwärts marsch. Und dann könnt ihr eure Eltern anrufen, dass sie euch abholen und mir euch aus den Augen schaffen. Verfluchte Kinder. Nichts als Ärger ...«

Und da bekommen wir's erst richtig mit der Angst zu tun: jedenfalls Annabel, die noch nie die Regeln gebrochen hat, und ich, der sie ständig bricht. Asif ist vermutlich fein raus. Der wird höchstwahrscheinlich auf den Schultern des Zoodirektors herumgetragen, als hätte er gerade das Siegtor im Endspiel geschossen. Na ja, schon okay. Er *hat* schließlich die Eier gerettet und die Einbrecher geschnappt.

Aber meinen Eltern gegenüberzutreten, selbst nach meinem Erfolg im Schwimmbecken? Da nehme ich's doch jederzeit lieber mit Boris oder einer wütenden Vinnie auf ...

Was Annabels Eltern angeht ... Ich kenne sie zwar nicht, aber ich *weiß*, wem sie die Schuld geben werden: mir.

Und wisst ihr was? Das ist auch in Ordnung so.



Kapitel 25

Es hat keinen Sinn, weiter darauf einzugehen, was danach passiert ist. Sagen wir einfach: Schätzt mal, wie lange ich Hausarrest hatte, und verdoppelt eure Zahl. Am besten mehrmals.

Ich bin mir immer noch nicht sicher, ob mir mein Sprung zur Rettung eines seltenen Pinguins eine Verkürzung meiner Strafe eingebracht hat oder ob ich deswegen noch mehr Hausarrest bekommen habe. Wegen meines Leichtsinns und weil ich Mama wochenlang Albträume bereitet habe.

Auch mein Beitrag zur Verhinderung des Eierdiebstahls schien mir keine Pluspunkte einzubringen. Oder falls doch, habe ich die gleich wieder verloren, weil ich angeblich Oma »überfüttert« hätte und sie allein gelas-

sen habe, wobei »alles Mögliche hätte passieren können«. Zu meiner Verteidigung: Oma zu überfüttern ist schlichtweg unmöglich.

Aber ich habe nicht widersprochen, denn ich fühle mich sowieso wegen einer ganzen Menge Dinge richtig schuldig. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass man nicht damit prahlen sollte, einen Pinguin zu retten, wenn man ihn vorher erst selbst aus seinem sicheren Zuhause entführt hat. Außerdem tut mir alles wirklich super leid. (Das meiste zumindest.)

Aber zum Glück ist am Ende doch etwas Gutes bei der ganzen Sache herausgekommen.

Hier ist meine Liste all der guten Dinge:

- 1) Ich habe mich mit meinen Füßen angefreundet. Als es wirklich darauf ankam, haben sich die beiden wirklich als erstklassige Flossen erwiesen und mir vielleicht das Leben gerettet. Danke, Großonkel Frank.
(Anmerkung an meine Füße: Ihr hättet dieses Talent vielleicht schon früher zeigen können. Zum Beispiel, als Arnie Mason mich in den Schulpool geworfen hat.
Siehe: die GROSSE SCHWIMMKRISE und

alles, was danach kam. Aber ich bin nicht verbittert.)

2) Ich bin hier in der Gegend jetzt für was anderes berühmt als für meine riesigen Füße. Na ja, so richtig berühmt sind vor allem Vinnie und Pogo geworden. Sie trenden auch nach vier Wochen in den sozialen Medien, während der Artikel aus der Lokalzeitung, in dem mein Name erwähnt wurde, mittlerweile überall in der Stadt in den Altpapiertonnen liegt. Oder schlimmer noch: von Ratten und diversen kleinen Nagetieren vollgekackt wird.

3) Annabel, Asif und ich haben den Schulpreis für unser gemeinsames Klassenprojekt gewonnen: ein Vortrag über gefährdete Vogelarten. Billy, der Wellensittich, war nicht dabei. Aber Papa droht, wenn er nicht aufhört, Liam Schimpfwörter beizubringen, stirbt er schon sehr bald aus.

(Wenn ich das so sagen darf: Wir haben an dem Tag voll abgeräumt. Die ganze Klasse hat wie gebannt der WAHREN Geschichte gelauscht, was im Zoo passiert ist. Wie wir tapfer gekämpft haben, um Vinnies kost-

bare Babys und einen der letzten beiden Brillenpinguine auf dem Planeten zu retten. OK, bei der Sache mit den letzten beiden Pinguinen habe ich etwas übertrieben, aber Mama wird für so was sogar bezahlt, also ist das in Ordnung.)

4) Arnie Mason hat mich um ein Autogramm gebeten. Ehrlich! Er hat jetzt ein klitzekleines bisschen Angst vor mir, weil ich es mit gefährlichen Einbrechern und einem »Saurier-Adler« aufgenommen habe.

5) Wenn ich mich bis zu meinem Geburtstag »gut behahme« (noch neun Monate: eine echte Herausforderung), darf ich Schnorchelunterricht nehmen oder im Junior-Leichtathletik-Club Hochsprung lernen, um die neu entdeckten Talente meiner fantastischen Füße weiterzuentwickeln.

ABER NOCH VIEL BESSER ALS ALL DAS:

6) Ich habe Freunde. Echte menschliche Freunde. Ziemlich mutige und kluge. Auch wenn die eine ein bisschen rechterhaberschisch ist und manchmal wie eine Discokugel aussieht. Und auch, wenn der andere ein Mensch gewordener

Sprachassistent mit Fernglas ist, der die Angewohnheit hat, immer dann aufzutauchen, wenn man es am wenigsten erwartet.

Notiz an mich selbst: Annabel, Asif und ich – wir waren am Ende ein ziemlich unerschrockenes Team.

Und wenn wir den großen Eier-Raub verhindern konnten, was machen wir dann wohl als Nächstes?!!

Alles, was wir jetzt brauchen ... ist ein Plan.



Susanna Bailey wuchs im Norden Englands auf, umgeben von violetter Heidelandschaft und langen Stränden. Schon früh entdeckte sie ihre Liebe zu Büchern und zum Geschichtenerfinden. Später arbeitete sie als

Sozialarbeiterin und erlebte, wie sehr Geschichten Kindern und Erwachsenen in schwierigen Zeiten helfen können. Heute schreibt sie für junge Leserinnen und Leser und unterrichtet nebenbei Kreatives Schreiben.



Matthias Wieland hat als Kind mit großer Begeisterung fast alles gelesen, was er in die Hände bekam – Romane ebenso wie Comics. Nach einem Studium der angewandten Kulturwissenschaften in Hildesheim

ist er inzwischen als freier Comic-Redakteur und Übersetzer tätig (u. a. *Die Simpsons*, *Peanuts*, *Calvin und Hobbes*, *Hilda* und *Mumins*). Nebenbei versucht er, der Öffentlichkeit Comics nahezubringen, indem er sie in audiovisuellen Lesungen präsentiert.



Nachmachen auf eigene Gefahr!

Stanley hat ein Problem. Genauer gesagt sogar zwei: seine Füße. Sie sind viel zu groß, und der Grund, warum ihn alle „Pinguin-Junge“ nennen. Für ihn steht fest: Er muss beweisen, dass er völlig normal ist. Da kommt der Ausflug in den Zoo gerade recht. Denn was könnte überzeugender sein als ein echter Pinguin? Doch dann läuft alles anders als geplant, und Annabel, das coolste Mädchen der Schule, und Asif, der merkwürdige Nachbarsjunge, werden zu seinen unfreiwilligen Komplizen.

Während sein genialer Plan immer chaotischer wird (wie versteckt man eigentlich ein hungriges Pinguin-Baby vor den neugierigen Eltern?), wird Stanley klar: Vielleicht sind seine Füße gar nicht sein größtes Problem ...

Ein tierisch lustiger Kinderroman über eine ungewöhnliche Freundschaft und den Mut, auf eigenen Füßen zu stehen



JUMBO

www.jumbobuecher.de
ISBN: 978-3-8337-5076-2



9 783833 750762 >

